



Andern trennt, gibt es kein Achtenputtel. Die blonden, die lichtbraunen, die dunkeln Locken sind gleich liebevoll gesträht. Mit gleicher herzlicher Sorglichkeit waltet und wacht das Auge der zärtlichen Mutter und das des kaum minder freundlichen Fräuleins über ihrem Leben und Wohlbehagen, sie vor allem Hässlichen und Feindlichen hütend, sie mit allem Lieben, Guten, Saubern und Heiterem erfreuend und, wie ihre jungen Kinderseelen, auch ihre prächtigen Körperchen in frischer Gesundheit und Reinheit erziehend und erhaltend.

Aber einen faux-pas läßt sich trotzdem das Fräulein so gut wie die Mutter zu Schulden kommen. Märchen wollen und sollen den Kindern nicht vorgelesen werden. Sie wollen und sollen erzählt und vom Erzähler gleichsam nachgedichtet, immer wieder von neuem reproducirt werden vor den Ohren, den Augen, den Seelen der kindlichen Hörer. Ihr Vortrag muß ein möglichst dramatischer sein. Zum Wort gehört die Miene, die Pantomime, die dramatische Action, wenn dem Kindergemüth daraus die rechte und volle Wonne erblickt soll. Vorlesen ist ein ganz ungenügender Nothbehelf, ein pis-aller. Vielleicht ohne es zu wollen, hat der Maler, der sich hier als ein so feiner und treffender Beobachter und Darsteller der Kindernatur offenbarte, diese Meinung durch den Ausdruck und die Haltung bestätigt, die er wenigstens der einen der kleinen Zuhörerinnen, dort in der Sophaecke dem kleinen Blondkopf, gab. Jeder abgelesene Vortrag wird nothwendig etwas monoton, auch für Große; wie viel mehr für Kinder. Das kleine Käthchen dort reißt die blauen Augen wohl noch weit auf und hört andächtig genug zu, um selbst ihres lieben drolligen Püppchens zu vergessen, das ihre rundliche Rechte so zärtlich ans Herz gedrückt hält. Aber nach wenigen Minuten — ich wette darauf — werden auch diese großen lichten Augen klein und immer kleiner und verschleiert werden und sich schließen, ehe noch der Prinz „die rechte Braut“ gefunden hat, die sich weder Zehen noch Haden abzuschneiden hat, damit ihr der goldene Schuh passe.

Und das hat mit ihrem Vesen das Fräulein gethan! Lernen Sie erzählen, meine Damen, wenn Sie Mütter oder Erzieherinnen und „Schaulmannsells“ werden wollen! Auch wenn Ihre Bestrebungen zur Eroberung des höchsten und modernsten Frauenrechts, des activen und passiven politischen Wahlrechts, von Erfolg gekrönt werden, können Sie diese Gabe sehr gut gebrauchen. Darf doch weder Candidat noch Abgeordneter seine Reden ablesen; so wird man auch der Candidatin und der Abgeordneten — gegen welche die Galanterie sicher aufhört, den Kollegen und dem Publicum das Gesetz des Verhaltens zu dictiren — schwerlich die Pflicht des freien Vortrags erlassen. Also bereiten Sie sich auf diese neue glorreiche Periode in der Geschichte der Frauen und der Welt, deren Morgenstimmer inspirirte weibliche Geister bereits den Horizont röthen sehen, dadurch vor, daß Sie Ihren eigenen oder pflegebefohlenen Kindern die Märchen erzählen. Sie gewinnen dadurch zugleich bei solcher dem künftigen hohen Beruf allerding nicht ganz entsprechenden, spielenden Thätigkeit den erhebenden Trost des Bewußtseins: „pro republica est, dum ludere videmur“.

Ludwig Pietsch.

## Frohleichnam in Torre del Greco.

Von Karl Albert Regnet.

Ein so leichtlebige Volk, wie das neapolitanische, sieht bei jeder Gelegenheit den Himmel voll Geigen hängen, und daß es an solchen Gelegenheiten nicht fehlt, dafür sorgt die Kirche hier zu Lande noch eifriger, als jenseits der Alpen.

Einer dieser mit Begier ergriffenen Anlässe ist auch das Frohleichnamsfest. In Stadt und Umgebung herrschte überall das lustigste Leben: Glockengeläute oder eigentlich Glockengebimmel, denn die Glocken werden hier nicht geschwungen, sondern geschlagen, Processionen, Feuerwerk, Böllerfrachen, Nichts von all den Lieblingsdingen der Neapolitaner fehlt.

Aber an diesen lauten Jubel knüpft sich hier eine trübe Erinnerung, die mich, der den Lärm der ungeheuren Stadt floh, bis auf die Höhen des Monte Coppea hinaus verfolgen zu wollen schien.

Wer sich in die kühlen Schatten und zu den rauschenden Cascaden Castellamare's und des reizenden Quisiana flüchten will, den entführt die wunderherrliche Bahn der Welt, die vom Monte Maddalena an der graziösen Curve des Golfes folgend, am Vesuv vorüber, fast immer dicht am Meere sich hinzieht.

Es war eine doppelt köstliche Fahrt. Wie der Zug von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt eilte, flogen wir an den Bannern der Bruderschaften und an bunten Processionen vorüber, und es drangen die Klänge der Nationalgarde-Capellen, welche sie begleiteten, und der Gesang der Kinder zu uns herüber, welche mit weißen Kleidern und Flügeln aus Raufgold zu Engeln herausgeputzt worden und in solcher Eigenschaft obligate Vitaneen und Kyrie elejsons sangen zur großen Erbauung der Gemeinde und zum Entzücken ihrer schwarzäugigen Mütter, die ihre schönsten weißen Kopftücher hervorgezogen hatten.

Aber so ist der Mensch! In all dem frommen Jubel konnte ich den Gedanken nicht los werden, daß nur vierundsechzig Jahre verflossen, seit ein Cardinal an der Spitze weinberauschter Schaaren seinen Einzug in die Stadt hielt, die ich eben verlassen; daß er kam, die Brandsackel in der Rechten, wilde Drohungen auf den wuthverzerrten Lippen, den Hentel neben sich.

Und während das Gedächtniß jener Zeit an meiner Seele vorüberzog, klangen die Glocken zur Feier des Tages der blutigsten Mache und der Menschenopfer, die er in seinem Gefolge hatte.

Der Zug raste an dem ehemaligen Fort Bibiena vorüber. Seine Wälle sind niedergelegt und die Gräben ausgefüllt, und in dem alten Bau hat sich eine Fabrik installiert.

Vor vierundsiebzig Jahren aber, es war genau am 12. Juni 1799, rückte dort ein Bataillon Calabresen ein, einen braven Pfarrer als Commandanten an der Spitze. Es hatte sich drei lange Wochen mit bourbonischen Banden herumgeschlagen, Tag für Tag war die Schaar der Tapferen zusammen geschmolzen und nun hoffte sie in dem kleinen Fort einen Augen-

blick Ruhe und einen Stützpunkt gegen die sich täglich wiederholenden Angriffe des Feindes zu finden.

Aber die Bourbonen waren dicht hinterdrein, in ungeheurer Mehrzahl, und bald umschloß ein eiserner Ring das Fort und seine todesmüthige Besatzung. Der Widerstand ward zur Unmöglichkeit. Da rief der republikanische Pfarrer seine dem Tode geweihte Mannschaft zusammen und sprach: Es gibt einen unterirdischen Gang von hier, der draußen auf der Ebene mündet. Wer sich durch denselben retten will, beileibe sich mit dem Verjuch! Ich für meinen Theil ziehe den Tod der Schande und der Trauer um mein unglückliches Vaterland vor!

Einige verließen das Castell, die Mehrzahl aber blieb zurück. Das Banner der Republik wehte auf seinem Wall, und die kleine Besatzung harrete mit den Waffen in der Faust des Augenblickes, in welchem das nach Thunlichkeit verbarribadarte Thor unter den Arthieben der Feinde in Trümmer stürzen würde. Im nächstfolgenden strömten die Bourbonen in hellem Haufen durch die Pforte in den Hof, um dort von einem wüthenden Gewehrfener empfangen zu werden. Ein paar Minuten lang widerhallte der Hof vom Krachen der Musketen, vom Geschrei der Kämpfenden und dem Wechzen der Sterbenden und Verwundeten. In dieser Frist verließ der brave Pfarrer den Schauplatz des blutigen Gemetzels und stieg in den Keller hinab, in welchem Duzende von Pulverfässern lagen. Dort angelangt, bezeichnete er sich noch einmal mit dem Zeichen der Erlösung und warf mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ die Lunte in ein offenes Faß. Zwei Sekunden später standen von dem alten Bau nur noch einzelne Mauertrümmer, zwischen denen todte und sterbende Feinde chaotisch unter einander lagen.

Doch lassen wir das. Sprechen wir lieber von den Freuden und Genüssen des Landlebens auf den nahen Höhen.

Es war eine buntschweifige Karawane, mit der ich hinauf zog! Franzosen und Deutsche, Italiener und Engländer, wie sie der Zufall zusammengewürfelt; alle aber nach demselben Ziele strebend, der Villa Calanere, einem der reizendsten Landhäuser am Castellamare, woselbst eine als treffliche Reiterin bekannte junge Engländerin, schön und geistvoll dazu, lebenswürdig wie keine die Honneurs des Hauses macht. Man hatte sich auf der Plattform der Cascade, welche den wunderlieblichen Park von Quisiana beherrscht, ein Stellbühlein gegeben, um dort gemeinschaftlich zu frühstücken.

Es war ein reizendes Pläzchen. Eine leichte vom Meer herüberkommende Brise mäßigte die Sonnengluth, die Blätter der Bäume zitterten leise, aus den Myrthensträuchen in der nahen Schlucht tönte lauter Amfeschlag, wenn die wandernden Musikanten, die mit Mandolinen und Gitarren eine Tarantella nach der andern zum Besten gaben, eine Pause machten, um die jungen Dirnen aus der Umgebung wieder zu Athem kommen zu lassen, die, leidenschaftlich wie sie waren, nicht müde wurden, zum Tanze Castagnetten klappern und Tambourine rasseln zu lassen.

Inzwischen hatte sich eine andere Karawane zu Fuß, zu Pferd und zu Egel in der Richtung gegen Monte Coppola und Pazzani auf den Weg gemacht, wo jede Wendung, jede Krümmung ein wahres Belvedere ist, das dem Wanderer See und Ebene, die fernen Höhen des Apennin und die nahen von Sorrento wie in einer Zauberlaterne zeigt.

Wär' ich weniger discret, als ich wirklich bin, so wüß' ich gar hübsche Dinge davon zu erzählen, wie ein paar der galanten Ritter unserer schönen Damen halber hart aneinander geriethen, nachdem sich jeder darin versucht, in Trab und Galop es dem unbequemen Rivalen zuvor zu thun, was ein um so ergötzlicheres Bild gab, als sie die Land- und Seemacht repräsentirten.

Früher, zur Zeit der Bourbonen, gab es in Neapel mit alleiniger Ausnahme des Pied-di-Grotta-Festes keine religiöse Feierlichkeit, welche der Frohleichnamsp procession an die Seite gestellt werden konnte, was Betheiligung der Massen und Entfaltung von Pomp betraf. Danals erschien der ganze Hof dabei, und der König selber ging mit seiner ganzen Familie barhauptig hinter dem Sacramente drein, während die gesammte Garnison unter den Waffen stand, theils um Spalier zu machen, theils am Zuge Theil zu nehmen, jedes Regiment sein Musikcorps an der Spitze.

Man nannte das in jenen Tagen das Fest der vier Altäre, weil der Zug an vier solchen auf der Straße errichteten anhielt, und der Erzbischof dabei nach den vorgeschriebenen Gebeten der Menge seinen Segen erteilte.

Ich habe die Procession zwei Mal gesehen; das eine Mal unter den Bourbonen, das andere Mal nach dem Plebisit. Malerisch war sie beide Male, das ist richtig; was aber die imponirende Erscheinung betrifft, so übertraf die erste die zweite weitaus. An die Stelle der prächtigen Garde-Regimenter in ihren scharlachrothen Röcken war die schmucklosere Nationalgarde getreten, und von der Garnison war nur eine kleine Abtheilung ausgerückt, um Ordnung zu halten.

Uebrigens war die Procession lange Jahre hindurch verboten, weil sie Anlaß zu Unordnungen gegeben haben sollte. Von allen Processionen, die ich früher in Neapel gesehen, blieben nur die zu Ehren des heiligen Januarius und die Frohleichnamsp procession übrig. Aber in der ersten Zeit nach der Einverleibung Neapels in das neugeschaffene Königreich Italien war der heilige Januarius in Ungnade — und nur die Furcht war es, die ihn wieder zu Gnaden aufnahm, als während einer Eruption des Vesuv die Frommen Zweifel beschlich, ob sein Nachfolger im Amte, der heilige Antonius, im Stande sein würde, den Vulkan in gleicher Weise zu bändigen.

Nebenbei bemerkt, ist der heilige Januarius der einzige Heilige, an dessen Wunderkraft selbst die religiösen Freigeister nicht zu zweifeln wagen: an das Flüssigwerden seines Blutes glauben sie alle sammt und sonders. Und so darf man sich denn billiger Weise auch nicht wundern, wenn man zu seinen Gunsten eine Ausnahme von der Regel machte. Hat ihn doch, wie man sich im Volke erzählt, Victor Emanuel selber durch die Verleihung der Insignien des höchsten Ordens im Königreiche, des Annunziata-Ordens ausgezeichnet und ihn so zum Kollegen Rattazzi's und Cavour's gemacht.

Es wäre ein schlechter Sonntag, meint das Sprichwort, dem kein blauer Montag folgte. Den blauen Montag kennt wohl Jeder, aber gewiß weiß nicht Jeder, daß es die Schuster waren, die, früher im Rufe großer Frömmigkeit stehend, ihn erjunden haben. Da wollten denn die anderen ehrfamen Zünfte auch nicht zurückbleiben und machten es ihnen nach. Warum

aber gerade die Schuster am Sonntag arbeiten, das hat seinen guten Grund. Einer von ihnen nämlich versagte dereinst unserm Herrn einen Trunk Wassers, und dafür durften sie am Sonntag keine Kirche betreten. So die Sage.

In Neapel aber pflegen sich Kirchenfeste nicht bloß über zwei, sondern über drei Tage auszudehnen, eine prächtige Gelegenheit zum dolce far niente.

So geschah es denn, daß ich am Freitag gerade recht kam, um in Torre del Greco das Frohleichnamsfest noch einmal mitzumachen und zwar in Gesellschaft von etwa dreißigtausend Personen.

Torre del Greco ist durch die Bahn Neapel bis auf fünf- undzwanzig Minuten nahegerückt und ein merkwürdiges, höchst interessantes Städtchen, das der schlimme Nachbar Vesuv durchschnittlich alle zehn Jahre heimsuchen pflegt.

Jetzt aber bot Torre del Greco ein ganz eigenthümliches Bild. Man sah daselbst nur Frauen und Mädchen, Greise und Kinder, gerade wie weiland in Sparta nach dem Uebermarche des Leonidas; und die Kinder waren nicht älter, als zehn, und die Greise nicht jünger, als siebzig Jahre.

Das aber hatte seinen ganz natürlichen Grund. Im März jedes Jahres stechen nämlich tausend oder zwölfhundert Barken in See, um an den Küsten Sardinien's oder Africas der Korallenfischerei nachzugehen. Torre del Greco ist die Heimath der Taucher, wie Messina und Reggio die der Harpunierer. Und kehren sie dann Ende September wieder heim, so kommt es wohl vor, daß sie ihre Häuser vom Erdbeben zerstört, ihre Weinberge und Felder mit Lava oder Asche überdeckt finden. Aber das sichts sie gleichwohl nur wenig an, denn sagen sie, das Land ist gut für die Faulenger; uns aber gehört das Meer mit seiner unbekannten Welt und seinen tiefen Gründen, wo die Koralle blüht, und die Perle in ihrer Muschel sich verbirgt.

Und so fahren sie denn ab, voll der schönsten Hoffnungen auf eine Tonne in der Lotterie, in welcher sie das Leben gegen ein Stück Brod für ihre Kinder einsetzen. Bisweilen allerdings schlägt das Glück ein, und es kommt wohl vor, daß ein armer Teufel nach zehn oder fünfzehn Jahren zum Millionär wird.

Denn die Korallen-Industrie hat sich in der letzten Zeit auf eine staunenswerthe Höhe geschwungen, kolossale Capitallen an sich gezogen und setzt so eine ganze Bevölkerung in Thätigkeit. Ein paar Einzelheiten werden das klarer machen.

Es laufen von Torre del Greco des Jahres mindestens achtthundert Boote auf die Korallenfischerei aus. Die Ausrüstung eines jeden kostet im Durchschnitt viertausendzweihundertfünfzig Francs, und da jedes Boot in der Regel mit zehn Personen bemannt ist, so sind von der etwa fünfzehntausend Seelen betragenden Bevölkerung der Stadt achttausend Männer während sechs Monaten im Jahre vom Hause abwesend. Bringt nun, was durchschnittlich der Fall, jede Barke nur neun- oder zehntausend Francs Korallen heim, so repräsentirt das ein ganz hübsches Gesamtertragniß von acht Millionen, welche in einem halben Jahre gewonnen werden, und von denen verhältnißmäßig nur unbedeutende Kosten abgehen.

Natürlich hat sich der Korallenfischer mit Anderen in den Gewinn zu theilen, nämlich mit den Tausenden, welche die Korallen in der einen und anderen Weise verarbeiten und nach allen Welttheilen versenden.

Die drei Musketeiere von Alexander Dumas père waren ihrer bekanntlich vier, und so zählte ich beim Fest der vier Altäre in Torre del Greco deren nicht weniger, als fünfzehn. Die Ausnahme bekräftigt eben die Regel.

Die Eisenbahn hätte mich und meine Freunde, wie schon bemerkt, in weniger, als einer halben Stunde nach Torre del Greco hinausgebracht, wir zogen aber eines jener originellen Fuhrwerke mit drei Pferden vor, die über und über mit Federbüscheln, Flitter und Glöckchen behängt waren. Der Lärm, den sie machten, verhallte aber spurlos in dem Gesummel der zwölfhundert Fuhrwerke aller Art, von der elegantesten Equipage der neapolitanischen Aristokratie bis herab zum Corricolo mit dem heftischen Köpfelein davor, das trotzdem nur in Galop geht, anstellten.

Es war bereits Dämmerung, als wir in Portici einführten, das sich eben feenhaft malerisch beleuchtete. So ging es vier Kilometer zwischen Arkaden von vielfarbigen Feuerwerken dahin, deren Krachen und Knattern vom Jubelgeschrei der Menge, von den Fanfaren unzähliger Musikcorps und von den Liedern von dreißigtausend Bilgen beiderlei Geschlechtes überbört wurde, welche unter dem Vorwande einer kirchlichen Feier dem Bacchus, der Venus und der Pomona huldigten.

Es kann keine köstlichere Fahrt geben, und wir bedauerten es lebhaft, als wir mitten im Gewühl der Wagen am Thore von Torre del Greco anlangten. Hier aber begann für unseren Rossbändiger erst die rechte Noth: Kopf an Kopf wogte eine ungezählte Menge in den engen Straßen der Stadt, in denen alle zehn Schritte eine Musikbande oder ein von Andächtigen umlagertes Altar eine lebendige Barricade bildete.

So blieb denn der wohlmeinenden Polizei schließlich Nichts übrig, als den Verkehr der Wagen zu verbieten, in Folge dessen sich die Menge bis zur Piazza della Parrocchia hinanschob, woselbst die Stadtgemeinde einen pompösen Altar hatte aufrichten lassen, der nun im wechselnden Farbenspiel bengalischer Flammen erglänzte. Auch der wichtige Marmorbau des Domes zeigte reiche Decoration von Blumen und Seidenstoffen, deren kräftige Farben sich lebhaft von der weißen Fläche abhoben; zwischen ihnen aber zeichneten Tausende von Flammen und Flämmchen capriciöse Arabesken, die freilich zu erst und würdigen Architektur wenig paßten. Nur der Thurm mit seinen an die Herrschaft der Spanier in Neapel erinnernden Formen blieb im Dunkel, was den Effect der blendend beleuchteten Facade noch erhöhte.

Wie wir uns bald überzeugten, bildete der Domplatz den Kernpunkt der zusammengeströmten Massen. Dort ließen die von der Gemeinde bezahlten Musikcorps ihre Symphonien oder richtiger gesagt ihre Arien von Bellini, Rossini und Verdi ertönen; dort hatten die Equipagen der bevorzugten einheimischen und fremden Aristokratie ihren Standplatz angewiesen erhalten; dort verfaßten die Limonadehändler unter freiem Himmel Eis um ein paar Centesimi die Portion, und dort machten ihnen Pastetenbäcker und benachbarte Cafés nach Kräften Concurrenz.

War auch der Domplatz, wie bemerkt, das Centrum der Sehenswürdigkeiten, so trieb angeborene Neugier, die bei

einem so leidenschaftlich angelegten Volke, wie das neapolitanische, noch schärfer zu Tage tritt, die Menge doch auch nach anderen Kirchen und Kapellen, von denen einige durch die Eigenart ihrer Anlage fesselten. So sah ich ein paar, die ganz aus Muschelwerk hergestellt und mit lustig emporspringenden Fontänen geschmückt waren, in deren Bassin nicht bloß mancherlei Fische herumschwammen, sondern auch noch verschiedene Heilige neben Göttern und Halbgöttern Platz gefunden hatten; eine gar köstliche Vermischung von Heiden- und Christenthum.

Die Gewölbe erglänzten im sanften Lichte von verschiedenen Farben; doch war die blaue, wohl nach dem Vorbilde der Grotte von Capri, mit Vorliebe angewendet. In einem derselben sah ich mit nicht geringer Bewunderung einen wohlgeführten Kampf des heiligen Michael mit dem Teufel.

Als non plus ultra aber in malerischer Beziehung muß ich einen himmelhohen Altar an der Bahn gegen Neapel zu nennen, der bis zum dritten Stockwerk des nächststehenden Hauses hinanreichte. Es war ein wahres Cabinetsstück, denn alle seine Zinnen- und Außenwände waren mit höchst originellen und nicht minder reichen Zeichnungen bedeckt, die aus lauter Korallenstücken hergestellt worden. Da wirkte denn die bis zum Giebel hinanreichende Illumination doppelt prächtig. Dort und da kam die Bewegung der Massen halb mit, halb gegen ihren Willen ins Stoden, und dann ging regelmäßig das Geschrei erst recht zum Tollwerden los und überfüllte die Anstrengungen der Musikcorps, die es sich redlich anstrengten. Da konnte ich mich denn nicht des Gedankens erwehren, was für eine sonderbare Species religiöser Erbauung das ist, die sich in einem solchen Wüthenspiele von Tönen und Farben ausdrückt. Und als ich vollends vor einem großen Transparent, das die Himmelfahrt Mariä vorstellte, ein Musikcorps den bekannten Marsch aus Offenbach's „schöner Helena“ executiren hörte, da meinte ich einen Augenblick in einem Narenhause zu sein.

Und nun wolt' es gar, daß der Zufall sein neekisches Spiel trieb und die Musiker die Hymne anstimmen ließ:

C'est le roi barbu qui s'avance —  
 Bu, qui s'avance, bu, qui s'avance —

als gerade der hochlöbliche Magistrat in corpore, Se. Gestrengen, den Herrn Bürgermeister an der Spitze, daherkam. Ich hatte mich bis dahin für einen passabel ernsthaften Menschen gehalten, aber in diesem Augenblicke konnte ich um keinen Preis in der Welt dem Lachreiz widerstehen.

Im Großen und Ganzen aber, und abgesehen von solchem charakteristischen Detail, war das Fest ganz silberbe. Was ihm übrigens in meinen Augen einigermaßen Eintrag that, das war einmal, daß es unüberwindliche Schwierigkeiten kostete, ein anständiges Abendessen anzutreiben, und dann daß sich, während ich hin und her schlenderte, ein Unbekannter veranlaßt fühlte, mir die Cigarrentasche wegzunehmen.

Doch so Etwas muß man sich unter solchen Umständen nicht bloß hier, sondern auch anderwärts gefallen lassen, und dann hatt' ich ja noch allen Grund, dem unbekannten Cigarrenliebhaber zu danken, daß er mir mein Portemonnaie gelassen, ohne das ich in Neapel das in Torre del Greco versäumte Abendessen ohne weiten Umweg nach meiner Wohnung gar nicht hätte nachholen können.

### Besuchs-Kunst.

Wenn man bei abgehenden und ankommenden Eisenbahnzügen oder Dampfmaschinen das bunte Durcheinander von Menschen, Kindern und Koffern, Schachteln und Taschen, Regen- und Sonnenschirmen, Willkommen- oder Abschiedsgrüßen, Umarmungen und Küßen, Stößen und Taschendieben von einem ruhigen, höher gelegenen Orte beobachtet und diese Studien etwa auf einer längeren Reise bei jeder Ankunft und jedem Abgange wiederholt und bereichert, so werden wir erkennen über die Menge von ankommenden und abgehenden Besuchern. Es gibt wohl auch nichts Reizenderes, als mit Dampf zu lieben Freunden und Familien zu fliegen und ein paar Tage oder Wochen als Gast zu leben. Die Zahl Derjenigen, welche sich dieser Besuche zu Hause freuen, nimmt leider in unseren überhehnten, an Wohnungsnoth leidenden Großstädten sehr ab, und es wird eine unentbehrliche gesellschaftliche Kunst, Besuche zu machen und zu empfangen. Als allgemeine Regel darf jetzt schon hingestellt werden, daß man sich als sogenannter Logirbesuch in Großstädten nur dann einstellen darf, wenn Verwandtschaft, Freundschaft und Liebe beiderseits herzlich tief begründet sind — und es nicht an einem Fremdenzimmer fehlt. Auch muß man als künftiger Besucher in einer Großstadt vorher wissen, zu welcher Hauptorte man gehört. Die Einen sind unerlässlich, die Andern blasirt und gleichgültig. Man hüte sich vor der einen, wie vor der anderen Gattung. Jenen kann bei allen Bemühungen, sie zu unterhalten, ihnen Vergnügen zu gewähren, Nichts recht gemacht werden. Jeder Bewohner einer Großstadt und selbst eines kleinen Ortes aber ist stolz auf diese oder jene Vorzüge seiner Heimath, und in jedem Nestchen ist Etwas das Beste. Dies muß man zu bewundern, zu würdigen wissen und dem berechtigten Localpatriotismus seine Huldigung bringen. Die andere Partei von Gästen verdient es wieder durch ihre Gier, Alles sehen, Alles mitmachen, überall hinbegleitet werden zu wollen. Was dem Gaste neu, ist uns längst alltäglich. Und wenn er sich mit den Sehenswürdigkeiten und Zerstreungen begnügt! Nein, da muß sich ein Logirbesuch in der Großstadt auch alle möglichen Verkaufsläden besuchen und hunderterlei Dinge einkaufen. Soll man nun immer mit laufen und wählen und handeln, so sehnt man sich auch bei der ehrlichsten Liebe und dem besten Willen nach der Zeit, wo die lieben Leute wieder durch ihre Abwesenheit glänzen. Andere, die uns mit ihrer Gegenwart überraschen, verfallen nicht auf diese Art von Menschenquälerei: sie gehen oder fahren selber ohne Begleitung umher, betrachten und behandeln aber das Zimmer, das wir ihnen eingeräumt, unseren Tisch, unsere Familie nicht viel besser, als ein Hôtel und dessen Wirth und Kellner. Sie machen des Morgens ihre Toilette, frühstücken wohl noch mit uns, stören uns aber erst wieder gegen oder nach Mitternacht durch Aufsuchung ihrer Schlafstelle bei uns. Gelingt es uns, sie etwa einmal zum Mittagessen oder zum Abend festzuhalten, so machen sie uns wohl gar Borwürfe, daß diese oder

jene Merkwürdigkeit trotz ihrer Weltberühmtheit ihren Erwartungen nicht entsprochen habe. Sie wissen es besser, sie haben anderswo etwas Aehnliches viel schöner, großartiger, classischer gesehen.

Doch Jeder hat wohl — als Logirbesuch, wie als Wirth — Erfahrungen hinsichtlich der Fehler und Vorzüge beider Rollen gemacht und wird hiemit nur gebeten, die hier gegebenen Andeutungen für sein künftiges Verhalten und zum Wohle beider Theile möglichst zu benutzen. Für diesen Zweck nur noch ein paar gutgemeinte Winke. Manche Familie ist voreilig genug, sich Kinder von lieben Angehörigen auf längere Zeit als Besuch auszubitten und die frischen, lachenden Ankommlinge vor allen Dingen über die Maßen mit Speise und Trank zu erquiden. Da stellen sich oft gleich im Anfange üble Folgen ein — die Kinder werden krank. Die Freude verwandelt sich nun sofort in doppelte Angst. Soll man es verschweigen oder die Mutter kommen lassen? Oder die Kinder bleiben gesund, wollen und sollen sich recht ausleben. Da kommen sie nun mit einem kostbaren zerrissenen Kleidungsstück; eins ist ins Wasser, ein anderes von einer Leiter gefallen. Sie haben sich untereinander oder mit unsern eigenen Kindern gezankt. Es hat vielleicht sogar Schläge gegeben, oder die erwarteten Freuden werden auf tausend andere Weise gestört und vertrieben. Die Moral hieraus ist zwar sehr leicht zu ziehen, aber schwer zu befolgen, weil die betreffenden Erwachsenen über diese Kindeereien selten ins Klare kommen. Verdienen sie nicht wegen ihrer himmlischen Güte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, beinahe heilig gesprochen zu werden? Und muß man sie nicht gleichzeitig wegen ihres Leichtsinnes, womit sie sich für Gesundheit und Leben dieser kleinen Gäste verantwortlich machen, streng tadeln?

Und dann, wach ein Labyrinth von anderweitigen Fehlern auf beiden Seiten! Jene Unglücklichen haben vornehmen, hochnäsigen Besuch bekommen, der — wenn auch durch die Blume — sich über Mißbets, Schüsseln und Weine lustig macht. Eine andere Familie hat es vielleicht noch schlimmer, da ihr Besuch Alles in übertriebenen Ausdrücken lobt, als wohnen die Herrschaften zu Hause in einer Tagelöhnerhütte und hätten Nichts zu essen, als Schwarzbrot und Käse. Wieder Andere betragen sich nicht viel besser, als Topfsucker, reden in jede Kleinigkeit hinein und warnen und rathen, als wären sie bloß zu dem Zweck gekommen, im ganzen Haushalt eine gründliche Revolution anzuzetteln. Freilich die Herrschaften mit umgekehrtem Fehler, die sich kaum ein Wort erlauben und durch jede Theilnahme an häuslichen Fragen aufdringlich zu erscheinen fürchten, sind auf die Dauer ebenso unbequem.

Einige Besucher zeigen sich so empfindlich und unruhig, daß sie schon am ersten Tage wieder von der Abreise sprechen und sich am dritten nicht mehr halten lassen. Sie verschwinden, ehe man sie ordentlich sah, und lassen das Gefühl zurück, als hätte ein Wirbelwind durchs Haus getobt, während man Vertreter der entgegengesetzten Partei auch dann nicht wieder loswerden kann, wenn man acht Tage lang — immer weniger undeutlich — gefragt hat, ob man bald das Vergnügen haben könne, sie nach dem Bahnhofe zu begleiten.

Man könnte noch ein paar Seiten lang fortfahren, Fehler und Mißgriffe aus beiden Lagern aufzuzählen zu lassen; doch schon aus dem Wenigen, was wir gegeben, wird klar, daß das Verhältniß zwischen Besuchern und Besuchten ein unendlich verwickeltes, und die Beziehungen derselben nur mittelst einer schweren Kunst geregelt und berichtigt werden können. Es gehört ja immer die freie Selbstbeschränkung zweier Parteien dazu. Dies ist selbst unter ganz gründlich und ehrlich Liebenden und Verwandten nicht leicht. Verheiratete Söhne und Töchter, vergötterte Tanten und Oheime bilden immer in ihren besonderen Haushalten je eine familiäre, sittliche und wirtschaftliche Einheit, so daß auch der liebste, tausendmal erbetene Besuch leicht zum Störenfried werden kann.

H. B.

### Friedrich Friesen.

Eine historische Erinnerung aus dem Befreiungskrieg, von Max Ring.

(Mit Illustrationen von Karl Nechlin jun.)

#### I.

An einem klaren, sonnigen Märztag des weltgeschichtlichen Jahres 1813 schritt ein junger, stattlicher Mann durch die Straßen der guten, alten Stadt Breslau, die in diesem Augenblicke ein wunderbar großartiges Schauspiel bot. Sonst ein bekannter Handelsplatz, der besonders mit dem nahen Polen in einträglichem Geschäftsverbindung stand, hatte sich die schlesische Residenz wie durch einen Zauber in ein kriegerisches Lager verwandelt, seitdem König Friedrich Wilhelm der Dritte das noch immer von den Franzosen occupirte Berlin verlassen und jenen berühmten Aufruf an die Freiwilligen veröffentlicht hatte, der das Signal zum Kampf gegen den frechen Feind gab.

Aus allen Theilen der Monarchie strömte die waffenfähige Jugend herbei, um an dem heiligen Kampf Theil zu nehmen. Der Bauer verließ den Pflug, der Handwerker seine Werkstätte, der Student den Hörsaal; Alle von dem gleichen Gefühle, von der glühendsten Vaterlandsliebe befeuert. Um den König, der in seinem Schlosse auf der „Karlstraße“ wohnte, scharten sich die vorzüglichsten Generale und Staatsmänner, denen Preußen nach der Niederlage von Jena seine Wieder- geburt und geistige Erhebung verdankte. Da sah man den alten Blücher mit weißem Haupt und jugendlichem Herzen neben dem besonnenen Scharnhorst, dem genialen Schöpfer der preussischen Landwehr, den klugen und tapfern Sneydenau, den freisinnigen, diplomatisch seinen Hardenberg in tiefer erster Berathung die Lage des Vaterlands, die Mittel und Hilfsquellen für den bevorstehenden Krieg erwägend.

Still war es in der Nähe des königlichen Schlosses, wo die hohe Versammlung unter dem Vorsitz des hart geprüften Monarchen nicht ohne schwere Sorgen den Kampf vorbereitete; um so geräuschvoller ging es auf dem großen Ring in Breslau zu, wo die eben angelangten Freiwilligen eingekleidet wurden und zu den Fahnen schwuren. Um das herrliche, alte Rathhaus mit seinen gothischen Erkern und Spitzbogen drängte

sich die feurige Jugend gleich den Wogen des aufgeregten Meeres.

Mit sichtlich Befriedigung ließ der junge Mann, der noch nicht das dreißigste Lebensjahr erreicht haben mochte, seine Augen über die kriegerische Menge schweifen, in der er so manchen Freund und lieben Bekannten grüßte. Bald sah er sich von einem Kreise seiner Waffengenossen umringt, darunter manchen höheren Offizier, die Alle mit unverfälschter Theilnahme und Achtung seinen Mittheilungen zu lauschen schienen, obgleich er nur die gewöhnliche Uniform der Freiwilligen trug.

Seine ganze Erscheinung hatte jedoch etwas Imposantes und zugleich Amuthiges, wodurch er selbst seinen Vorgesetzten unwillkürlich eine höhere Beachtung abnöthigte, als er vermöge seines militärischen Ranges beanspruchen konnte. Hoch und schlank gewachsen wie eine junge Tanne, eine echte Siegesgestalt mit blonden Locken, geistvoll energischen Zügen und feurig blauen Augen, an Leib und Seele ohne Fehl. Bekannt als tüchtiger Schwimmer, dem kein Strom zu breit und reißend, ein Meister im Turnen und Fechten, ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, berechtigt wie ein Seher, voll Unschuld und Weisheit verwirklichte Friedrich Friesen das Ideal eines deutschen Helden und Freiheitskämpfers.\*

Einer der Ersten war er auf den Aufruf des Königs nach Breslau von Berlin geeilt, wo er als Lehrer der Jugend an dem damals viel besuchten Plamann'schen Erziehungs-Institute angestellt war. Zugleich stand er mit dem originellen Jahn an der Spitze des dortigen Turnvereins, indem er vor Allen die Bedeutung der körperlichen Übung für die Bildung und Entwicklung des Nationalgeistes erkannte. Noch größere Verdienste aber hatte er sich als Mitglied des deutschen Bundes, als sogenannter „Charlottenburger“ durch seine geheime Thätigkeit für die Befreiung des Vaterlandes und die Erhebung des Volkes unter der Leitung des patriotischen Staatsrath Gruner und des tapfern Grafen Chassot erworben; wodurch er mit Blücher, Sneydenau und den angesehensten Staatsmännern in Verührung kam und vielfach zu den wichtigsten Missionen verwendet wurde.

Angebetet von seinen Schülern, hochgeachtet von den bedeutendsten und einflussreichsten Männern, von den reizendsten Frauen geliebt, hatte sich der schöne, geistvolle Friesen aus den Armen einer verehrten Mutter, aus den glänzendsten Verhältnissen losgerissen, um als Freiwilliger in das Corps des tüchtigen Major von Lützow einzutreten, bei dem er augenblicklich die Dienste eines Adjutanten verrichtete.

„Nun, Friesen, Sie kommen aus dem Schloß. Was bringen Sie uns für Nachricht?“ fragte ein älterer Offizier den jungen Mann.

„Alles steht gut. Der König bleibt fest. Das Bündniß mit Rußland ist abgeschlossen und, wie mir Sneydenau mittheilte, können wir auch auf Oesterreich sicher zählen. Der französische Gesandte ist bereits abgereist, und der Krieg so gut wie erklart.“

Mit endlosem Jubel wurden diese Nachrichten, welche sich wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund fortpflanzten, von der begeistertsten Menge aufgenommen.

„Das ist noch nicht Alles,“ fuhr Friesen fort, nachdem sich der Sturm etwas gelegt hatte. „Morgen wird der König eine Ansprache an das ganze preussische Volk erlassen, die aus der Feder des Staatsrath Hoppel stammt. Ich habe die Abschrift bei mir.“

„Vorlesen! vorlesen!“ rief es gleichzeitig aus tausend Kehlen.

Von den kräftigen Armen der zunächst Stehenden emporgehoben, wurde Friesen bis zu der Treppe des alten Rathhauses getragen, wo er gleich einem Herold mit lauter Stimme die königliche Botschaft verkündigte, die mit folgenden Worten schloß: „Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unser Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlös der Preuze und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.“

Während Friesen diese Worte mit glühenden Wangen und blitzenden Augen sprach, herrschte eine tiefe, feierliche Stille, der ein wahrhaft enthusiastischer Beifallsturm folgte.

„Mit Gott für König und Vaterland!“ hallte es zum Himmel, daß die Fenster des Rathhauses zitterten.

Freunde und Bekannte aber drängten sich um Friesen, den Helden des Tages, und zogen ihn fast wider Willen mit sich fort, um in einem nahen Weinhanse die königliche Botschaft zu feiern. Hier präsidirte an der langen Tafel der siebzehnjährige Rittmeister Fischer, ein alter Haubegen mit langem, weißem Bart, der ihm fast bis auf die breite Brust reichte, bewaffnet mit einem großen Radschwert, weil kein anderes zu seiner hohen Gestalt paßte. Neben ihm saß zur Rechten der nicht minder originelle Peter Beuth, der spätere Schöpfer und Begründer der preussischen Industrie, zur Linken aber der wohlbekanntere Jahn, der Vater der edlen Turnkunst. In bunter Reihe folgten Leo von Lützow, der Bruder des Majors, und dessen Schwager, der herrliche Graf Dohna, die tapfern Brüder Petersdorff, der liebenswürdige Palm, Thümmel, ein Verwandter des anmuthigen Dichters, die drei talentvollen Mediciner Keil, Meckel und Krudenberg, der gewandte Dorow und der nachherige Hofrath und Geschichtsschreiber Friedrich Förster aus Berlin.

Friesen aber erhielt heute den Ehrenplatz zwischen seinen beiden liebsten Freunden, dem ritterlichen August von Vietinghof und dem Freiheitsjäger Theodor Körner, zu dem er sich besonders hingezogen fühlte. Bald sahen die Männer und Jünglinge im traulichen Gespräch; hell klangen die Gläser, aber noch heller die Worte und Lieder der begeistertsten Schar.

„Dieses Glas unserm geliebten Friesen!“ rief Körner, sich von seinem Sitz erhebend. „Der Adler, der zuerst das Morgenlicht erpähte und uns den anbrechenden Tag verkündigt!“

\* Nach Jahn's Schilderung von Friesen.

„Er lebe hoch, Friesen lebe!“ wiederholte der Chor in gehobener Stimmung.

„Und ich,“ versetzte dieser tief bewegt, „trinke auf das Wohl unseres jungen Dichters, der uns in seinem „Briny“ das leuchtende Bild eines wahren Helden gezeichnet hat.“

„Ihr thut mir zu viel Ehre an,“ erwiderte der junge Sänger leicht erröthend. „Nicht mir, dem Vaterland allein gebührt der Ruhm!“

„Hoch konigt und Vaterland!“ jubelte der Chor, mit den Gläsern klingend.

„Jetzt aber,“ kommandirte der alte Fischer in seinem tiefsten Baß, „wollen wir ein frisches Lied hören, ein Lied von unserem Leibpoeten, wie es sich für einen Soldaten paßt.“

Damit war die ganze Gesellschaft einverstanden, und mit wohlklingender Stimme sang Körner in Begleitung einer schnell herbeigeschafften Guitarre die folgenden Verse, deren letzte Zeile von dem Chor wiederholt wurde:

„Es blinken drei freundliche Sterne  
Ins Dunkel des Lebens hinein,  
Die Sterne, sie funkeln so traulich,  
Sie heißen Lieb, Liebe und Wein.“

Noch manches ahliche Lied wurde gesungen, und manches Glas auf das Wohl des Vaterlandes und den glücklichen Ausgang des bevorstehenden Kampfes getrunken. Die allgemeine Begeisterung erreichte aber ihren höchsten Punkt, als jetzt der von Allen geliebte und verehrte Major von Luzow mit seinem jüngsten Bruder erschien und die Nachrichten Friesen's bestätigte, indem er zugleich den nahen Ausmarsch der Freischaar verkündigte.

„Sieg oder Tod!“ riefen die tapferen Luzower, von ihren Stühlen aufspringend.

„Sieg oder Tod!“ hallte es in Friesen's Herzen wieder, der mit seinen Armen die Freunde umschlang und an seine Brust drückte.

II.

Am nächsten Morgen begab sich Friesen zur gewohnten Stunde in die Wohnung des Majors von Luzow, bei dem er die Dienste eines Adjutanten versah. Durch die Ueberfüllung Breslau's mit Fremden hatte sich der bekannte Freischaarenfuhrer genöthigt gesehen, sein Quartier in einer gewöhnlichen Schenke aufzuschlagen, die jedoch eine wunderbare Anziehungskraft auf die kriegerische Jugend und vor Allen auf Friesen selbst übte.

In den wustren, ärmlichen Räumen waltete neben ihrem Gatten Elise von Luzow, eine geborene Gräfin von Ahlefeldt, gleichsam der Schutzgeist und der weibliche Genius der tapferen Schaar, die mit Bewunderung und Verehrung zu der schönen Frau wie zu einer Heiligen emporblickte. Keiner aber war ihr mehr ergeben, als der schöne und geistvolle Friesen, der im täglichen Verkehr mit ihr bald die innigste Neigung für Elise empfand. Aber auch sie sympathisirte mit dem edlen Mann, dessen ideale Gefinnungen und glühende Begeisterung sie theilte. Kein unlauteerer Wunsch, keine irdische Begierde triebte diese reine, schwarmrische Freundschaft, wenn auch die Gefahr nahe lag, daß ein derartiges Verhältniß mit der Zeit eine leidenschaftlichere Färbung annehmen könnte.

Da der Major in diesem Augenblick durch Dienstgeschäfte verhindert war, empfing Elise den Adjutanten ihres Gatten in der ärmlichen Schenke, der sie durch ihre feine, anmuthige Erscheinung und ihre vornehme Haltung einen durch den Contrast nur noch erhöheten Glanz verlieh. Ihr schlanker Wuchs, die goldenen Locken und die milden, blauen Augen erinnerten unwillkürlich an eines jener frommen Heiligenbilder der alten deutschen Kunst. Die Tracht, so anspruchslos sie war — Elise trug ein Kleid von schwarzer Seide und den blendend weißen, sogenannten Stuarttragen nach der damaligen Mode — verstärkte nur noch den Eindruck ihrer zarten, anmuthigen Weiblichkeit. Mit bezaubernder Freundlichkeit reichte sie jetzt Friesen die aristokratisch feine Hand, die er ehrfurchtsvoll an eine Lippen führte.

„Sie finden,“ sagte sie lächelnd, „Luzow nicht zu Hause, aber er hat mich beauftragt, Ihre Meldungen entgegenzunehmen. Es ist nicht zum ersten Mal, daß ich seine Stelle verrete, und ich hoffe, daß Sie mit Ihrem weiblichen Chef zufrieden sein werden.“

„Ich wollte,“ erwiderte Friesen, „daß Sie in der That uns anführten und uns in den Krieg begleiteten. Unter Ihren Augen würden wir Wunder von Tapferkeit verrichten.“

„Das würde sich nicht schicken. Ich bin keine Amazone und will

auch keine sein. Daß Weib hat einen andern Beruf in dieser ernstesten Zeit. Sie soll für den Sieg der gerechten Sache beten, die Tapfern begeistern, die Verwundeten pflegen und um die Todten weinen.“

„Sie werden auch um mich weinen,“ versetzte er, von einer trüben Ahnung ergriffen.

„Nein, nein!“ erwiderte sie mit leuchtenden Augen. „Sie werden wiederkehren, und ich die Stirn des Helden mit dem wohlverdienten Lorbeer schmücken.“



„Vorlesen! vorlesen!“ rief es gleichzeitig aus tausend Kehlen.

„Ihr Bild soll mich im Kampfgewuhl umschweben. Sie werden mein Schutzgeist sein.“

„Und dieser Talisman soll Sie an mich erinnern.“

Zugleich streifte sie von ihrem Finger einen Ring von Eisen, der in jener Zeit, wo die edelsten Frauen ihren kostbarsten Schmuck dem Vaterlande willig opferten, statt des goldenen getragen wurde.

„Nehmen Sie dies Angedenken,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „daß sie an Ihre Freundin mahnen wird.“

„Ich will es treu bewahren, und selbst der Tod soll mir den theuren Schatz nicht rauben.“

„Fort mit den finstern Gedanken!“ rief sie unter Thränen lächelnd. „Mein Herz sagt mir, daß wir uns wiedersehen.“

„Hier oder dort!“ versetzte er, den eisernen Ring an seine Lippen drückend.

Am nächsten Tage schon marschirte das Luzow'sche Freicorps aus den Thoren Breslau's zunächst nach dem schlesischen Gebirgsstadtchen Zobten und von da nach dem Dorfe Rogau, wo die feierliche Einsegnung der todesmuthigen Schaar stattfinden sollte. Gegen fünfzehnhundert edle Jünglinge und Männer versammelten sich in der Kirche des Dorfes und stimmten jenen ergreifenden Choral an, den Theodor Körner zu dieser Gelegenheit gedichtet hatte:

„Wir treten hier in Gottes Haus  
Mit frommem Muth zusammen.  
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,  
Und alle Herzen flammen.  
Denn, was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,  
Hat Gott ja selber angefat,  
Dem Herrn allein die Ehre!“

Nachdem der Gesang verhallt war, bestieg der würdige Geistliche des Dorfes, Namens Peters, die Kanzel und hielt eine vom feurigsten Patriotismus befehlte Rede von so mächtiger Wirkung, daß kein Herz ungerührt, kein Auge thranenleer blieb. Es war ein wunderbares Schauspiel, die Jünglinge, von denen Mancher kaum dem Knabenalter entrückt war, neben den gereiften Männern und selbst den Greisen in Silberhaaren knieen zu sehen. Zum Schlue erhob sich der Prediger noch einmal und ließ all die anwesenden Krieger schwören, für die Sache der Menschheit, für das Vaterland und die heilige Religion freudig Blut und Leben zu lassen, zu fliehen oder zu sterben für die gerechte Sache.

Höher schlugen die Herzen gegen die muthige Mannerbrust, heller leuchteten die Augen, und rother flammten die Wangen, während die Lippen den vorgesprochenen Eid auf die blanken Schwerter der Offiziere leisteten. Ein einziger, gewaltiger Ruf stieg zum Himmel empor und hallte von dem Gewölbe der Kirche wieder, als wenn noch Tausende und Tausende, das ganze Volk, den heiligen Schwur ungehoren neben ihnen wiederholten. Bloglich ertönte ungeheuri und ohne jede Verabredung wie aus einem Munde Luther's Kraftlied: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ begleitet von den brausenden Klängen der Orgel.

„Ein Hoch der deutschen Freiheit!“ rief Friesen, hingeworfen von dem großen, heiligen Augenblick.

Gleichzeitig führen alle Klingen aus den Scheiden, und helle Blitze zuckten durch das Gotteshaus wie feuriges Wetterleuchten. Das war die Einsegnung des Luzow'schen Freicorps im Angesicht des alten Zobten und der blauen Höhen des Riesengebirges. Längst hatten die Waffenbruder die Kirche verlassen, nur Friesen weiltte noch zwischen den Gräbern des Friedhofs. Sein Herz war zu voll von dem Erlebten, um sich den Freunden anzuschließen, die auf dem Berge ein Freudenfeuer anzundeten und frohe Lieder zu Ehren des Tages sangen.

Er dachte an seine Mutter — und an Elise.

(Schluß folgt.)



„Ihr Bild soll mich im Kampfgewuhl umschweben.“

Der zoologische Garten in Berlin.

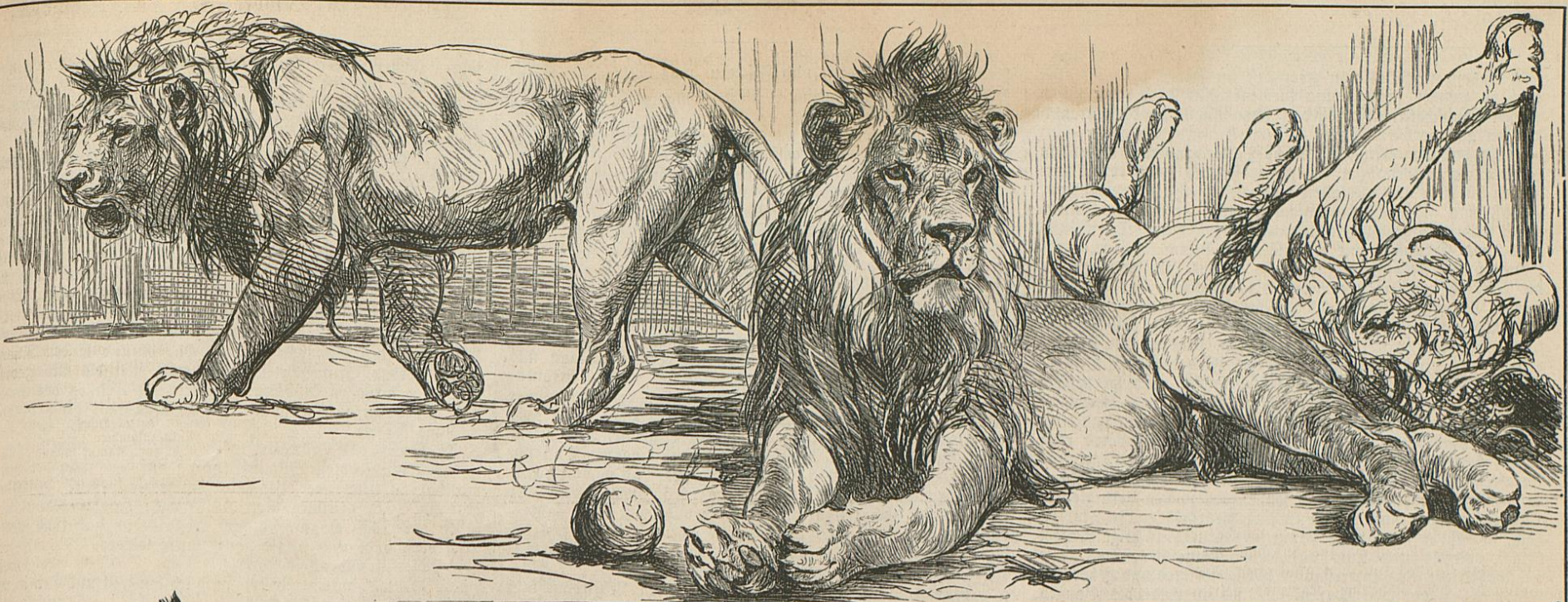
Von Dr. H. Beta.

„Du fuhrest die Reihe der Lebendigen  
An mir vorbei und lehrst mich meine Brüder  
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.“

Dies weiß Faust vom erhabenen Geiste der Natur zu rühmen, die ihm zugleich mit der Kraft, sie zu fühlen und zu genießen, zum Königreiche gegeben ward. Derselbe Geist ist uns im Zoologischen Garten zu Berlin durch Bodinus so zauberisch schön zugänglich gemacht worden, daß wir nun in seinem Bereiche wie Faust „in die tiefe Brust der Natur wie in den Busen eines Freundes zu schauen“ vermögen.

Ja dieser zoologische Garten wird unter der Zauberei seines Directors, aber nie ohne „Ende“ (den Baumeister), immer mehr zu einem Mekka aller Naturfreunde. Bodinus hat bewiesen, daß ein Mann mehr werth sein kann, als die größte Menge von Mittelmaigkeiten und Majoritäten, bewiesen die End-Weisheit im zweiten Theile des Faust:

„Daß sich das größte Werk vollende,  
Genügt ein Geist für tausend Hände.“



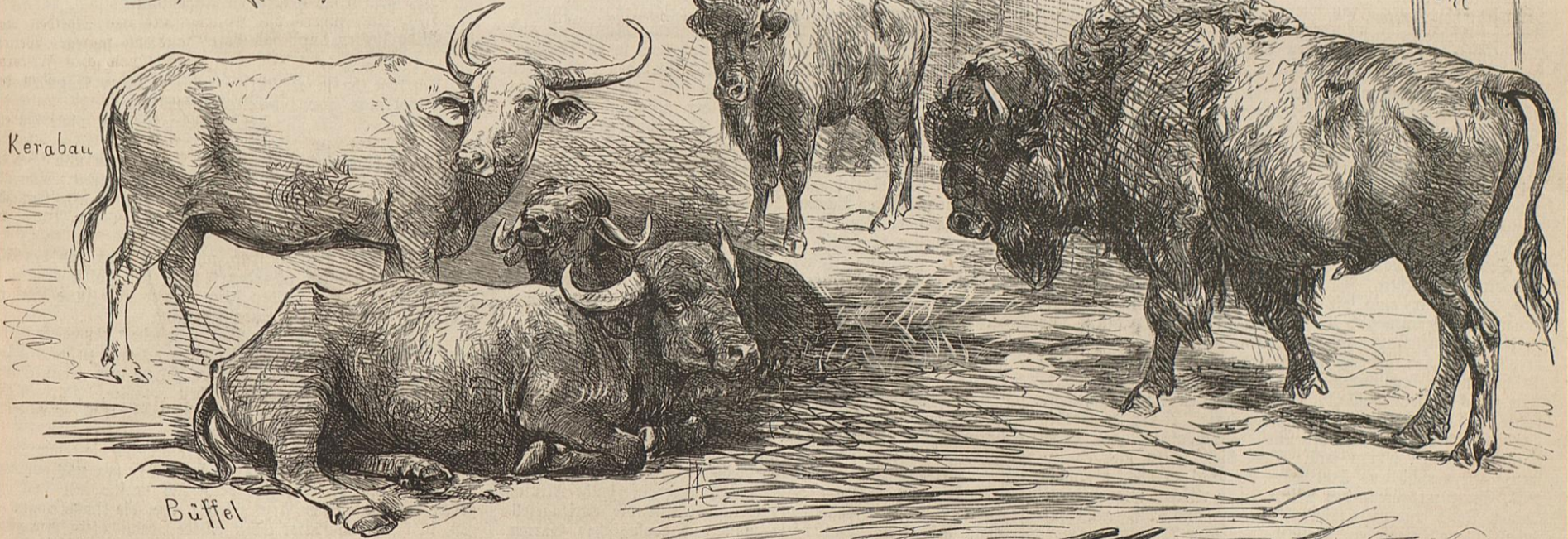
Tschimpanse



grauer Pavian

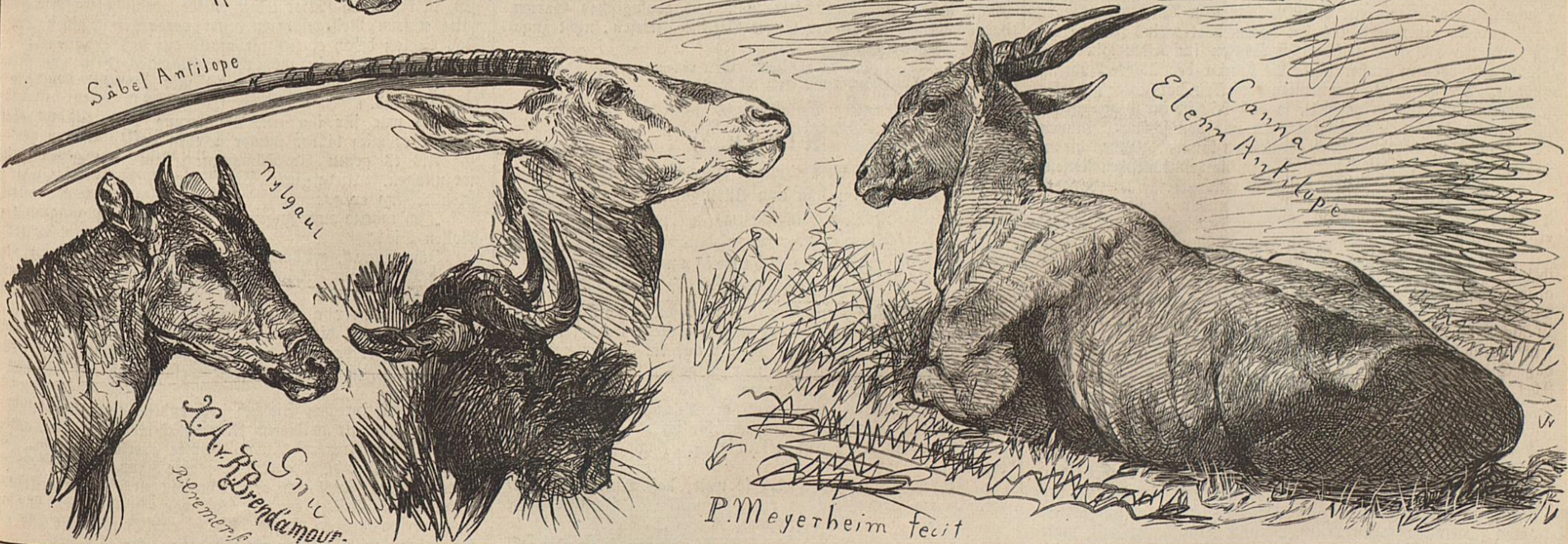
Aurochs

Wisent



Kerabau

Büffel



Säbel Antilope

Nylgaur

Eleph Antilope  
Canna

W. v. S. m. u.  
Brendamour.  
28. 11. 1871

P. Meyerheim fecit

Vollendet soll es nun zwar erst im Jahre 1875 werden; aber in welcher farben- und formenreichen Fülle und dicht-  
reichen Landschaftlichkeit führt er schon die Reihe der Lebendi-  
gen an uns vorüber!

In den Concerttagen, welche Völkerverwanderung aus dem  
labrynthischen Gedränge Berlins westwärts durch den Tier-  
garten zu Fuß und auf allen möglichen, selbst Gummirädern,  
so daß man sich vor dem Eingange zum zoologischen Garten  
durch wahre Wagenburgen hindurchdrängen muß. Die schönste  
Aus- und Durchsicht mit fontänenprudelndem Zierteiche emp-  
fängt uns. Also gleich zur Sache an das Grottenbecken für  
die Wasserbaumeister, die Viber, die Fischottern und den See-  
hund. Sie fressen uns wohl aus der Hand, und letzterer sieht  
uns dabei so traurig menschlich an, als hätte er früher unter  
uns gelebt und wäre zu diesem seltsamen nordischen Wasser-  
thiere verzaubert worden. Von der Fischotter rechts führt  
uns ein langer Weg zwischen lauter Hirsch- und Hornthier-  
gehägen hindurch. Wir beneiden sie um ihre schönen Schweizer-  
hüner, und die seltsame lebendige Trauerfische unter ihnen,  
den Tibetischen Yak als Gatten und Familienvater auch  
wegen seines kostbarsten Pelzes im Winter, dessen zottiges  
Seidenhaar ihm bis auf die Füße reicht. In den eisigen  
Hochgebirgen Afriens braucht er wohl einen solchen Ueberzieher;  
aber im vorigen Juli wurde es ihm hier doch einige Mal zu  
heiß, so daß er seine gute Laune verlor und tüchtige Prügel  
bekam. Rechts und links auf diesem Wege sieht man, wie  
mannigfaltiges und interessantes hirschgeweihes und gehörntes  
Rindvieh es auf der Welt gibt. Und zu Ende des Ganges  
gleich links, welsch ein goldkuppeliger märchenhafter Feenpalast  
für die artenreichen Grazien des Hornviehs! Das Antilopen-  
haus, eine architektonische Dichtung mit Palmen, Farnen,  
Schlingengewächsen, an Himmelslicht tragenden Säulen, Sommer-  
und Winterwohnungen nicht nur für diese ziegenartigen Wie-  
derkäufer von Antilopen, sondern auch für die sonderbaren  
Mittelgebilde zwischen Pferd, Ziege, Hind u. c., die Giraffen,  
Gnus, Zebras und Quaggas. Links schrägüber gackern  
und gieren uns Hühner und Tauben entgegen, farben- und  
formenreiche Fülle gemüthlich gefälligen Gesieders. Um so  
größer der Gegensatz in den Bewohnern rechts am Wege.  
Welsch grauamer, gerieriger Glanz in diesen Wolfs-, Luchs-,  
Schafals- und Hyänenaugen! An dem großen Zierteiche vor-  
bei gerade aus bis ans Ende empfängt uns das gemüthliche  
Niesenthier in seinem neuen Palaste. Ein alter, lieber Be-  
kannter. Wer diesen Elephanten noch kein Seidel Bier aus-  
trinken sah, verschaffe sich und ihm jetzt den Genuß. Vor den  
Fasanen und Affen vorbei rückwärts und ganz rechts sehen  
wir den häßlichsten, dickhäutigsten Vertreter einer vormen-  
schlichen und vorfindstulischen Zeit, das Rhinoceros, welches  
mit Hippopotamos und Elefant jedenfalls aus einer sonst  
ganz untergegangenen Zeit auf die jetzige Erdschicht herauf  
geschmuggelt ward. Schade, daß wir's noch nicht bis zu einem  
Hippopotamos gebracht haben. Das erste in London kostete  
ein Heidengeld, warf aber schon während des ersten Jahres  
einen lohnenden Gewinn ab, kurz darauf vermählt, auch Zunge.  
Gegenüber dem Alpferde Haus und nasse Heimath für Wasser-  
vögel. Drum herum gleich wieder ein hochemporflatternder  
Gegenfals, nämlich Gans mit ihrem für sie besonders empor-  
gehürmten Gebirge. Nashorn, lebendiger Zeuge des Lebens  
vor Millionen Jahren, Sumpf- und Wasserwachtler und kühne  
Grazien schneebedeckter Erdenhöhen — wie dicht beisammen!  
Ja, wenn man erfahren könnte, „was die Welt im Innersten  
zuammenhält!“ Die Naturwissenschaft lehrt's nicht; sie macht  
Ordnungen, Familien, Classen, scheidet. Wer aber die un-  
sichtbaren Bande in der Weltordnung magnetisch helfend zu  
schauen vermag, findet mit Rückert „in dem Weltenganzem  
keine Dissonanzen, lauter Uebergang.“ — So gehen wir auch  
in guter Stimmung rechts vor dem alten Elephantenhaufe vor-  
bei nach dem früheren Varenzwinger und dem Oberhause und  
nehmen gleich etwas rechts die Schiffe der Wüste mit ihren  
großen Buckeln kurz mit in Augenschein, kehren aber bald  
wieder um, um uns desto heiterer im neuen Vogelhaufe und  
im Palaste der Vama's dichten zu unterhalten. In dieser  
beschwingten Farben-, Formen-, Lebens-, Lieber- und Liebes-  
lust lernen wir auch die graziosen Züge von Verstand,  
Scharfsinn, Gemüth und Mitleid kennen, wenn wir uns nur  
Zeit genug nehmen und das Leben der Vögel von Drehm  
ordentlich gelesen haben. Links und rechts Verlegenheit des  
Reichthums in bevölkerten Zeichen hinter der alten Restaura-  
tion zwischen kleinen Raubthieren, Reptilien im Inspectio-  
nshause und endlich vor der Hundegalerie, einem besonderen  
Verdienste des Directors, der uns die Schönheit echter Racen  
wieder würdigen lehren will. Doch diese sollen uns eben-  
wenig wie verschiedene Stelzbeine im und am Wasser aufhal-  
ten. Statt uns nach der Mitte zu verlieren und uns mit  
kleinen Nage- und Raubthieren, Fasanen und Ränguruhs auf-  
zuhalten, wollen wir ein Weilschen vor dem Raubthierzwinger  
auf und ab gehen und uns bei kaltem Wetter ins Innere be-  
geben, wo zwischen umblumten Säulen im besten Himmels-  
lichte von oben in großer Halle die Könige der Thiere Audienz  
geben. Die besten Physiognomien derselben hat unser genialer  
Zeichner aufs Papier gefesselt, so daß wir sie im Gegensatz zu  
den gutmüthigen Rindviehgesichtern und den schönen, kühnen  
Antilopenköpfen studiren und vergleichen können. Neben diesen  
edlen, aber grimmigen Löwengestalten die heimtückischen Riesen-  
fagen von Tigern, schlangentartig geschmeidige Leoparden,  
Jagd- und schwarzer Panther, Jaguar und wie sie sonst heißen  
mögen. Sie sind, obgleich zu dem Löwengeschlecht gehörig,  
dem muthigen, menschlichen Blicke gegenüber feige Katzen und  
Canailen. Wenn ihnen der heimtückische Sprung aus Versteck  
oder Nacht hervor auf die Beute nicht gelingt, so concentra-  
ren sie sich gern rückwärts. Dieser Vorwurf trifft besonders  
den König der Thiere. Eher verdient es der bengalische Tiger  
zu sein. Wollten die Thiere aber richtig wählen, so könnten  
sie nur einen Ochsen oder Hund zu ihrem König machen. Kein  
muthigeres, stärkeres Thier, als der echte Büffel der Wildnis.  
Und an heldenmüthiger, todesverachtender Wehrkraft und Treue  
übertrifft die echte irische Dogge jeden Helden aus dem Rinder-  
und Kaugeschlecht.

Wenden wir dieser prachtvollen Räuberhöhle den Rücken,  
um uns des harmlosen, lustigen Lebens der Wasser- und  
Sumpfvögel auf den aus einem ehemaligen Sandhügel her-  
vorgezauerten Kanälen zu freuen. Diese Gänse- und Enten-  
arten, darunter sogar Wittwen- und Brautenten mit male-  
rischem, buntfarbigstem Gesiederschnuck, scheinen mit den hoch-  
und rothbeinigen Flamingos und Reiheren, Schwimmvögeln,

Ruderfüßlern, Tauchern und Fischern ganz gute Freundschaft  
zu halten, obgleich sie sich manchmal zanken. Welsch ein prach-  
volles, funterbuntes Leben! Man wird nicht so leicht daraus  
klug. In dem Labrynth meiner Erinnerung schwimmen,  
tauchen, stelzen, rudern, flattern und knixen sie bunt durch-  
einander, graue, Paradies-, Pfauen-, Jungfern- und Antigone-  
franche, goldbrüstige Trompetenvögel, die echte Sammetjaden  
statt Federn zu tragen scheinen, weiße und rosenrothe ganz  
kleine Vögeln auf ungeheurer hohen Beinen mit schlangen-  
artigen Halsen und knieförmigen Schnäbeln, der heilige,  
weiße und schwarze, der zinnoberrothe und schwarze Ibis, Rie-  
sen-, Silber-, Seiden- und Sonnenreier, Jaribus und Mara-  
bus, gefiederte Philosophen auf einem einzigen hohen Beine  
in tiefstes Nachdenken versunken, koketteste Tänzer und Com-  
plimentenschnieder auf hohen Stelzen, schwarze Störche, Peli-  
kane und dann wieder kaum mit Füßen verlehene, lang und  
spitz geflügelte, silbergraue, blauemantelte, weiße, citronen-  
gelbschnäblige, braunschwarzgefiederte Segler der Meeresküste  
oder Möven. Dazwischen spannt der weiße Pfau kokett stolz  
sein blendendes Sonnenrad auf, und der grüne Trompeten-  
vogel schmettert Hohn darüber, und aus anderen Vögeln  
schillert es taufendfarbig, kreischt, knarrt und schnattert es  
papageienmüthig, pfeift und singt es süßmelodisch, flappt  
und flattert, scheint und schillert, pikt und beißt es so funter-  
bunt durcheinander, als wollten alle achttausend bis jetzt be-  
kannten Vogelarten uns aus dieser Schwere des Daseins her-  
ausheben und mit Engelschwingen versehen.

Unweit dieser farbig gefiederten, lauten Lebenslust kam  
ich irgendwie plötzlich unter die nackte, summe, unbeholfene,  
widerliche und doch so graziose Gehässigkeit der Schlangen.  
Welsch List und Laune der Natur in solchen Lebensgebilden!  
Kahle Gliederlosigkeit und innerhalb der schlüpfrigen Haut doch  
Riesenkraft und Geschicklichkeit mörderischer Taten und voll-  
kommenster Glieder, womit die Riesen unter ihnen einen Tiger  
mit allen Knochen zerbrechen und zu einem einzigen Bissen  
überschleimen.

Mit den mancherlei Varen, meist alten Bekannten, und  
den kleinen Raubthieren dahinter wollen wir nicht anbinden  
und uns, schon ermüdet, um die beiden malerischen Kunstse-  
herum vor den Reiher-, Eulen- und Adler-Vogelarten vorbei  
über die große Gartenterrasse hinweg auf die aussichtsvolle  
Veranda der neuen Restaurationshalle begeben. Alle Achtung  
vor diesen Geiern, Falken, Weihen und Adlern, auch vor  
ihren Wohnungen mit den Zwergfelsen, aber „wenn über  
schroffen Fichtenhöhen der Adler ausgebreitet schwebt“, so ist's  
doch was ganz Anderes, denn nur so strebt unser Geist mit  
ihnen auf und vorwärts und sieht in ihnen die Sinnbilder  
unseres sich bald erfüllenden Strebens nach Luftschiffahrt und  
geistiger Schwungkraft.

Hier oben auf der Veranda wollen wir uns stärken, aber  
noch mehr an der Aussicht erquicken. Unsere absichtlich knapp  
gehaltenen Worte sollten bloß einzelne Striche und Farben-  
töne zu dem Gesamtbilde sein. Hier oben breitet sich we-  
nigstens das reichste und malerischste vor uns aus. Ueber  
zwoßltausend eiserne Stühle, sechstausend Tische, zweihundert  
Kellner und vielleicht zwanzig- bis vierzigtausend Menschen  
hinweg (denn es ist ein Concerttag) winkt uns der Inselreiche,  
vogelbelebte See durch Eichenlaubkronen hindurch mit seinen  
düftigen Uferhügeln und dahinter hervorblickenden Kuppeln  
und türkis-maurischen Bogenformen, dem Musikkiosk und  
der Neptunrotte, wie ein Märchen und doch so voller Wirk-  
lichkeit und wirkungsvoll entgegen. Die Zoologen rechnen den  
Menschen als homo sapiens auch zu den Thieren, und wer  
weise und witzig ist, kann hier trotz der auffallendsten Moden  
und Vermuthungen doch fast alle Thierphysiognomien ver-  
edelt in menschlichen Gesichtern wiederfinden. Aber über alle  
sie hinaus, welche Fülle von dichterischer Landschaftsmalerei,  
nicht mit dem Pinsel auf Leinwand, sondern auf wirklicher  
Erde mit wirklichen Bäumen! und welsch ein Bild, wenn Abends  
bei rauschender Musik diese Baumgruppen, Wasserpiegel und  
Springfluthen bengalisch vielfarbig beleuchtet werden!

Der gedruckte Führer durch den zoologischen Garten  
enthält viel über siebenhundert Nummern, welche vielleicht  
fünftausend Thiere bedeuten. Inzwischen kommen immer wie-  
der neue, seltsame Einwanderer hinzu, um die tausendfache  
Harmonie von Thiergebildern zu vervollständigen. Wir wer-  
den sehen, daß der von Bodinus selbst vorbereitete Führer  
mit tausend Nummern noch nicht auskommt.

Der zoologische Garten Berlins ist noch nicht der größte  
Europas, aber jedenfalls schon der schönste und wird immer  
einflußreicher und prächtiger dem gesunden Anschauungsunter-  
richt, der Naturwissenschaft und Volksbildung dienen.

Am mit einem achtunggebietenden Sage zu schließen,  
bemerkten wir, daß im Jahre 1872 über eine halbe Million  
Besucher 130,000 Thaler als Einnahme für die Actiengesell-  
schaft ausgaben. Das hätte man dem zoologischen Garten,  
der von 1844—1859 der Spott Berlins gewesen, nicht zuge-  
traut; aber man sieht:

„Daß sich das größte Werk vollende,  
Genügt Ein Geist für tausend Hände.“

**Alban. \*)**

Aus den Erinnerungen einer Berlinerin.

Von Ida von Mürringsfeld.

(Fortsetzung.)

**Zweite Abtheilung.**

**Erstes Kapitel. Alban.**

Es war Mitte November, und ich befand mich noch immer  
in Schlesien. Fast unmittelbar nach der Reise ward ich erst-  
lich krank — eine Erkältung sei mir auf die Nerven gefallen,  
erklärte der Arzt. Unmöglich war es gewesen, mich nach Ber-  
lin zurückzubringen. Die Mutter, durch ihre andern Pflich-  
ten dort festgehalten, hatte mich der Pflege der Tante über-  
lassen müssen, allerdings der besten, die ich haben konnte, und  
die Hilmar, so lange sein Urlaub wahrte, mit seiner Mutter  
theilte.

Jetzt war ich schon wieder so weit, daß Tante ohne Be-  
sorgniß am Nachmittag zu einer benachbarten Familie hatte

\*) Ann. der Red. Die Fortsetzung der Novelle „Er soll Dein Herr  
sein“, bringen wir, um nicht allzu kurze Abschnitte abdrucken zu müssen,  
in der nächsten Unterhaltungsnummer.

fahren können. Der Abend brach herein, während ich noch  
allein war, ich ließ die Lampe bringen, die Laden schließen  
und setzte mich zu Bulwer's „Falkland“, ein Buch, welches ich  
zum zweiten Male las und zwar mit demselben Interesse, wie  
das erste Mal.

Ich hatte eben die Stelle gelesen, wo Falkland und Lady  
Emily, von der Fluth auf dem Strand überrascht, keinen Aus-  
gang sehen. Nachdenklich die Hand auf das offene Buch legend,  
blickte ich in den hellen Lichtkreis, welchen die Lampe auf dem  
Tische zog, und eben waren meine Gedanken im Begriff,  
von Falkland zu Alban überzugehen, der sie überhaupt oft in  
Anspruch nahm, da schmetterte vom Dorfe her ein Posthorn.  
Ich fuhr zusammen; auf dem Lande war damals ein Post-  
horn, was jetzt in stillen Existenzen noch ein Telegramm ist:  
immer ein gelinder Schreck. Aengstlich also horcht' ich — der  
Klang kam den Schloßweg herauf, das Rollen eines Wagens  
wurde hörbar. Aufgeschreckt, gleich mir, eilte die Dienerschaft  
hinaus, der Wagen fuhr vor, ich hörte das Öffnen des Schla-  
ges, einen kurzen Redewechsel — die Hausthür ging — eine  
Stimme fragte:

„Wo ist das Fräulein?“

Ich kannte diese Stimme, sprang auf, um nach der Zim-  
mertür zu eilen, der Bediente öffnete sie bereits — Alban  
trat ein. Ich glaubte, Gott weiß was: daß er Nanni ver-  
lassen habe, daß er zu Hildegard wolle — ich gab ihm mecha-  
nisch die Hände und fragte ganz sinnverwirrt:

„Sie — und allein?“

„Ja, ich,“ antwortete er, „und ich bin jetzt und für immer  
allein, denn Nanni ist todt.“

„Herr Gott!“ stammelte ich entsetzt. Ich sah jetzt, daß er  
in tiefer Trauer war.

„Sie starb vor vier Wochen,“ fuhr er fort, „und ich habe  
mein Gut verkauft und gehe mit dem Gelde nach Amerika.“

Wir war, als träumte ich mit offenen Augen, wie es mir  
während meiner Krankheit wohl am frühen Morgen im Fie-  
ber geschehen war. Ich legte die Hände vor die Augen. Alban  
errieth mich.

„Es ist wirklich so,“ sprach er eindringlich, „ich bin Witt-  
wer, und ich gehe nach Amerika. Lassen Sie uns sitzen —  
ich habe Sie erkrankt — Sie sind krank gewesen — ich hörte  
es in Berlin, wo ich Sie zuerst aufsuchte. Es thut mir leid,  
daß ich Sie so unvorbereitet überfallen habe, aber ich wollte  
Sie noch ein Mal sehen, eh' ich von der alten Welt ewigen  
Abschied nehme.“

„Ewigen Abschied?“

Wir saßen jetzt auf dem Sopha.

„Ja.“

„Und wohin wollen Sie denn in Amerika?“

„Dahin, wo es noch am einsamsten ist. Da will ich Ur-  
wald ausroden und was man da sonst noch thut, mich ab-  
müden.“

„Und sterben?“

„Ja, ich hoffe,“ antwortete er und legte den Kopf auf  
den Rücken; „ich hab' es ja jetzt nicht mehr nöthig, zu  
leben.“

Er hatt' es nicht mehr nöthig — nein. Er hatte den  
schönen Schwan, den er liebte, dahin ziehen lassen, um den  
kleinen Vogel, der ihn liebte, an seiner Brust zu behalten —  
jetzt war der kleine Vogel gestorben, und Alban füllte die  
kalte Luft auf seiner Brust, die nicht mehr durch das zarte  
Gesieder gedeckt wurde. Er hatte Nichts mehr im Leben zu  
thun — ach nein!

Ich ließ ihn lange still so ruhen. Dann fragte ich ihn,  
ob ich ihm nicht Etwas bereiten lassen könnte.

„Ja, geben Sie mir Thee,“ antwortete er, ohne sich auf-  
zurichten. „Ich bin erfroren und ermüdet.“

Einige Augenblicke darauf kam Tante heim und fand den  
unerwarteten Gast. Sie war, gleich mir, erstaunt, erschrocken,  
erschüttert, aber sie sah nicht, gleich mir, in dem Entschluß  
eines ewigen Scheidens den einzig möglichen für Alban, der  
noch so jung war.

„Es ist jetzt noch zu früh, um mit Ihnen von der Mög-  
lichkeit neuen Glückes zu reden,“ sagte sie, „aber dennoch —  
nach Jahren — Sie werden dann immer noch jung sein, und  
das Herz hat nicht bloß einen Frühling.“

„Das kann ein für alle Mal nicht sein,“ erwiderte Alban  
ganz einfach, wie man etwas Unwiderrückliches zu sagen pflegt.

Auch in seinem Wesen war er schlicht und gelassen, selbst  
als er von Nanni's kurzer Krankheit erzählte. Nur ein Mal  
zitterten seine Lippen, als Tante ihn fragte: ob er es Hilde-  
gard geschrieben? Er antwortete:

„Ihrem Manne — ihr selbst konnt' ich nicht schreiben.“

Den ganzen folgenden Tag, welchen er mit uns zubrachte,  
behielt er dasselbe Betragen bei. Ich mußte mit ihm aus-  
gehen und, auf seinen Arm gelehnt, ihm die Umgebungen ze-  
gen, in denen ich später leben würde, denn mein Brautstand  
hatte unsern Reisegefährten nicht verborgen bleiben können.  
Das Schloß besah er sich gleichfalls auf das genaueste.

„Ich möchte ein möglichst bestimmtes Bild von Ihnen  
und Ihrem künftigen Leben mit mir nehmen,“ äußerte er  
trüb lächelnd.

Ich war für ihn eine Erinnerung mehr an Hildegard  
mit der er mich bisher immer gesehen hatte.

Als es gegen die Dämmerung kam, bat er mich, ihm  
vorzusingen. An meiner Seite sitzend, hörte er lange zu.  
Plötzlich fing er an:

„Ich möchte auch singen — das Duett aus Anna Bolena.  
Wollen Sie?“

Ich erschrad, erklärte mich jedoch bereit. Dann zündete  
ich die Lichter am Kamin an, denn ich wußte das Duett nicht  
auswendig, und wir begannen. Anfangs sang Alban so schön,  
wie immer, aber als die Stimmen ineinander fallen sollten,  
brach auf einmal die seine, er sprang auf, und an das Fenster  
gehend, legt' er den Kopf daran und athmete krampfhaft. Auch  
ich stand auf, ging zu ihm, legte meine Hand auf seinen Arm  
und sagte:

„Alban, sprechen Sie sich doch endlich einmal aus.“

Ich kam mir in diesem Augenblick viel älter vor, als er  
fast wie eine Mutter. Alban kämpfte zuerst noch gegen seine  
Bewegung, aber dann ergriff er meine Hände und drückte mit  
einem wilden Ausbruch von Thränen und hervorgerosteten  
Worten sein Gesicht darauf. Es war ein Geschehen wie aus  
einer zerpringenden Brust. Als er endlich erschöpft mir wie-  
der gegenüber saß, hörte ich Alles von ihm.

Zweites Kapitel. Alban und Nanni.

Alban war fünf Jahr, als sein Vater starb. Seine Mutter blieb im Besitz eines ziemlich bedeutenden Gutes und mit der Sorge für zwei Knaben zurück. Alban's Bruder, zehn Jahr älter, als er, befand sich auf der Schule; ihren jüngsten später ebenfalls in eine zu thun, dazu hatte die Mutter sich nicht entschließen können; als das Ebenbild des Vaters liebte sie ihn mit einer zweiseitigen Liebe, und dann war das Kind so zart, so fränklisch und der Mutter so anhänglich! Genug, ein Hauslehrer wurde genommen, und Alban wuchs zwischen ihm und der Mutter auf. War es zu verwundern, daß er, von Natur schon still und einsiedlerisch, sich später in der Gesellschaft, im lauten Leben, zwischen Interessen, die aufeinander stießen, immer unheimlich fühlen mußte? daß er weit mehr zum Leid, als zum Glück geschickt und geeignet war? Als die Mutter starb, war Alban den Jahren nach gerechnet noch Knabe, das heißt kaum fünfzehn, an Geist und Gemüth aber schon Jüngling. Der Bruder übernahm nun das Gut; Alban aber blieb kaum noch einen Monat in dem engen Kreise, in welchen sein Dasein bisher gebannt gewesen war. Gebannt im wörtlichsten Sinne, denn so jung er auch noch war, er hatte doch schon oft mit tiefer Sehnsucht in die Ferne geblickt, in dessen nie daran gedacht, die Mutter allein zu lassen. Jetzt aber war sie in die grüne Ruhe der Gräber eingegangen, er frei, traurig, doch frei, und er benutzte diese Freiheit. Zum Begleiter den treuen Lehrer, reiste er, wie früher oder wohl auch jetzt noch, ein junger vornehmer Engländer. Sein Vormund, ein alter Vetter, hatte Nichts gegen einen Plan, der ihm nicht die mindeste Mühe verursachte; der Bruder ließ ihn mit den besten Wünschen und mit erzieherischem Herzen ziehen; er war dem Knaben herzlich gut, hätte aber nicht recht gewußt, was er mit ihm machen sollte, wenn Alban daheim geblieben wäre. Jetzt schickte er ihm halbjährig, was ihm an Zinsen von dem gemeinschaftlichen Vermögen zukam, schrieb ihm dazu, wie es Verwandten und Bekannten ging, und damit war der brüderlichen Pflicht Genüge geschehen. Alban hielt sich an einigen Universtitäten auf, um einzelne Collegia zu hören, und studirte als Liebhaber das Alterthum in Italien, in Griechenland und selbst im Orient, das Mittelalter in Schottland, in Spanien, im südlichen Frankreich, die Gegenwart mit ihrer Politik in Paris und in London. Er konnte binnen fünf Jahren das Alles erschöpfen und sich aneignen, er konnte dabei auch noch Sprachen, Kunst und Musik erlernen — er lebte stets einsam für sich, selbst mitten im Gewühl, — er war nicht reizbar, nicht leicht entzündlich, nicht Schwärmer, nicht Träumer, nicht sentimental — er war Idealist, tief religiös, Mystiker im indischen Sinne. Die männliche Natur lag bei ihm gänzlich gebändigt unter der Hoheit des menschlichen Geistes; sie lehnte sich nicht auf, sie murzte selbst nicht, sie erwartete gehorsam sein Gebot, um zu erwachen. So konnte es geschehen, daß Alban bis zu seinem zwanzigsten Jahre nicht geliebt, nicht gewünscht, nicht gelitten hatte; daß er nie gewankt, daß er stark und rein wie eine erhabene Intelligenz und lieblich und mild wie ein warmherziger Mensch war.

Eine Anstellung, zu welcher der Lehrer berufen wurde, veranlaßte die Rückkehr Beider und bedingte zugleich ihre Trennung. Den Bruder fand Alban als Gatten und Vater wieder und ihm daher so gut wie entfremdet. Völlig einzelt stand er da, und jetzt wollte er eine Häuslichkeit und eine Geliebte.

Ich nenne die Häuslichkeit zuerst, weil er an sie zuerst dachte. Wäre die Liebe ihm nicht so gänzlich fremd gewesen, er hätte die künftige Häuslichkeit von der zu findenden Geliebten abhängig gemacht. Kühl, ruhig, bekannt mit der Theorie und unerfahren in der Wirklichkeit, zeichnete er sich den Plan vor, in einer geschützten Häuslichkeit sich eine Geliebte zu erziehen, einem jungen, unerfahrenen, unwissenden Geschöpf Leben, Lieben und Wissen, mit einem Worte das höhere Menschwerden zu lehren, und dann diese Verfertigung seines Programms von Weiblichkeit als Geliebte zu besitzen.

Er gönnte sich keine Zeit, um sich von einer lieblichen Erscheinung, von einer seligen Offenbarung, von einem einschlagenden Gefühl seines Irrthums überführen zu lassen; er hatte Eile mit seinem Geschick, und es gehörte ihm mit dämonischer Geschwindigkeit. Durch seine Schwägerin wurde er in Hildegard's Haus eingeführt. Dort lebte Nanni, ein ganz armes, ganz fröhliches, ganz harmloses Kind. Am ersten Abend schon entschied Alban sich für sie als seine Frau und seine zu erziehende Geliebte, am ersten Abend schon liebte die Kleine ihn, wenige Tage nachher hielt Alban um sie an, wenige Monate später zogen die jungen Gatten auf das neue Gut, welches Alban gekauft.

Die arme Nanni ahnte Nichts vom Ernst; wie hätte es ihr träumen können, daß sie erst Geliebte werden sollte, da sie doch schon Gattin war? Ihre Liebe war die einer untergeordneten Natur zu einer höheren: unbedingte blinde Hingebung. Alban jedoch bedurfte einer lebenden Geliebten, die ihn nicht nur liebte, sondern auch erkannte, und außer ihm und sich selbst auch die unendliche Natur und in dieser Gott. Nur wollte er Nichts übersehen, Nanni erst Zeit lassen, sich in sein ernstes Wesen hinein zu gewöhnen. Diese Gewöhnung aber kam so ganz von selbst, Nanni war so himmlisch zufrieden, wenn sie nur bei Alban sein, ihn sehen und hören konnte, daß er bald nicht mehr zu fürchten brauchte, sie durch Unterricht zu ermüden, und die Ausführung seines Planes feierlich und energisch in Angriff nahm.

Nanni war so ziemlich ganz unwissend; ihre Eltern hatten nicht Gelegenheit gehabt, sie auszubilden zu lassen, und Hildegard war zu beschäftigt gewesen, um mehr thun zu können, als das Kind liebzuhaben. Alban war sehr zufrieden: ihm war es gerade recht, seine Lehre des Lebens auf ein ganz reines weißes Blatt schreiben zu können. Es schrieb sich auch gut auf diesem Blatte; Nanni lernte mit kindlicher Lust, mit jugendlichem Eifer, sie hatte Auffassung und Gedächtniß, Talent für Musik, desgleichen für Sprachen, sie las gern, kurz, sie versprach, eine kleine geschiedte Frau zu werden, aber freilich, was Alban ihr eigentlich zu lehren beabsichtigt hatte, das vermochte sie nicht zu erlernen. Alban hatte sich getäuscht, wie Jeder sich täuschen wird, der sich in pädagogischer Ueberhebung einbildet, aus jeglichem intellectuellen Material irgend welche beliebige Individualität formen zu können.

Alban war seit drei Monaten Nanni's Gatte, als er zu der Einsicht und zu dem Eingeständniß sich selber gegenüber ge-

langte: seine Frau könne nie von ihm geliebt werden. Eine völlige Lebensstänkung mit zwanzig Jahren!

Sein Charakter bewährte sich bei diesem innerlichen Schiffbruch. Im Herzen noch ruhig, gab Alban ohne Kampf und ohne Klage seine geträumten Schätze auf. Den unvermeidlichen leisen Schmerz verbarg er unter einer schonen Heiterkeit.

„Ich wollte ein Weib,“ sprach er zu sich, „ich werde immer nur ein Kind haben, aber es ist ein liebes, süßes, reines Kind — ich will es warm an meinem Herzen halten, es schützen, leiten, entwickeln — auch das ist ein reiches Glück.“

Alban wurde jetzt so gegen Nanni, wie wir ihn noch auf der Reise gesehen hatten: unermüdet gut, schonend und nachsichtig, und er machte sie unendlich glücklich. Auch sie zu unterrichten fuhr er fort und hatte seine Freude an ihr, eben wie an einem Kinde. Im Geiste blieb er einsam und lebte mit seinen Gedanken.

Drittes Kapitel. Alban und Hildegard.

Drei Monate nach der Verheirathung ihres Pflegekindes Nanni wurde Hildegard Wittwe, ohne sich deshalb verwittwet zu fühlen. Sie war ihrem Mann eine treue Frau, aber keine liebende Gattin gewesen; sie hatt' es nicht sein können, denn sie war ihrem Manne so hoch überlegen gewesen, daß er nicht einmal geahnt hatte, sie sei es. Doch auch sie hatte ihre innerliche Einsamkeit nie gegen Andere verrathen und sich, weil sie dieselbe auch sich selbst nicht unaufhörlich eingestehen mochte, nun so zu sagen in ein geistiges Schweigen hineingewöhnt, welches sie einhüllte wie ein dichter Schleier. So lange Alban sie noch als Frau gekannt, hatte er sie moralisch für besser und höher, als ihren Mann, intellectuell dagegen für ebenso alltäglich und unbedeutend gehalten, wie diesen. Als Nanni mit der furchtsamen Bitte ankam, er möchte Hildegard zu ihnen ziehen lassen, willigte er sogleich freundlich ein, und empfing Hildegard liebenswürdig und achtungsvoll, in dessen er sah sie ohne jedes Interesse an ihr seine Hausgenossin werden, und hätte Nanni seinen Hoffnungen entsprochen, er würde Hildegard als fördernde Dritte betrachtet und sich ihre Gegenwart nicht haben gefallen lassen. Wie er jetzt mit Nanni lebte, war es ihm gleichgültig, ob Hildegard da war oder nicht, und Hildegard erwartete und heischte auch nicht mehr, im Gegentheil, diese freundliche Gleichgültigkeit war ihr das Erwünschteste, indem sie so aller Gegenverpflichtungen überhoben blieb. Halb für sich, halb für Nanni lebend, richtete sie sich still in einigen abgelegenen und abgeschlossenen Zimmern ein und athmete langsam auf.

Allmählig jedoch erweckte der feingeistige Einfluß von Alban's ganzer schöner Art sie aus ihrer Ermattung, wie ein balsamischer Geruch einen Betäubten erquickt und belebt. In Alban erschien ihr von neuem der menschengewordene Geist; sie überzeugte sich von neuem, daß man bereits auf Erden mit Himmlischen verkehren dürfe, und das stärkte sie übernatürlich, wie jede Offenbarung es thut.

Alban hatte nicht die leiseste Ahnung von der Wiederbelebung, die er bewirkte, und ebenjowenig ahnte er die ganze Frau, die in seinem Hause wohnte, ihm täglich einen guten Morgen bot und ihm seine Blumen pflegen half. Er fand nur, daß die Blumen unter ihrer Pflege ungewöhnlich gediehen, und daß es im Hauswesen, seit Hildegard es übernommen, stiller und geregelter hergehe, als bei seiner kleinen, häufig zerstreuten und bisweilen hitzigen Frau. Dafür war Alban der Freundin Nanni's wahrhaft dankbar, denn welcher Mann, welcher Idealist besonders, hat nicht gern ein stilles Haus?

Und nach und nach, ohne es recht zu bemerken, ohne sich weiter Rechenschaft davon zu geben, gewöhnte Alban sich ebenfalls daran, Hildegard als eine liebe, vernünftige Freundin zu betrachten, die sehr gut und auch geschickt genug sei, um mitunter recht treffende Bemerkungen über die Vögel zu machen, die Alban eigentlich seiner Frau vorlas, die Hildegard aber nebenbei auch zu hören bekam. Auch muscirt wurde bisweilen, aber Hildegard's Stimme war noch so matt, daß sie auf Alban ebenjowenig Eindruck machte, wie Hildegard selbst. Der Winter verging daher für Alle vollkommen ruhig und gleichförmig: Nanni lernte und war glücklich, Hildegard arbeitete, schaltete und erholte sich, Alban war herzlich und achtungsvoll gegen sie, mild und zärtlich gegen seine Frau und außerdem abgeschlossen für sich.

Indessen als der Frühling abermals wiederkam, da vollzog zugleich mit seinen unzähligen Wundern an Bäumen und Blumen sich auch eines an einer stillen Seele, an der Hildegard's. Die Gewässer wurden frei und rauschten — Hildegard's Seele wurde frei und jauchzte auf. Die Schmetterlinge flogen aus — Hildegard hatte besüßelte Träume. Der Himmel füllte sich mit zauberischem Licht — Hildegard's Auge desgleichen. Die Nachtigallen hoben an zu singen — Hildegard's Stimme entfaltete sich wie das perlende Silber eines herabfallenden Wasserstrahles. Ja, Hildegard fühlte, daß sie noch jugendlich jung, daß ihr Auge noch glänzend, ihre Wangen noch frisch, ihr Tritt noch elastisch sei, daß sie noch lächeln, noch erötheln, noch ganz das liebliche Räthsel Weib sein könne. Es war eine Verwandlung, wie sie sich an einem jungen Baume vollzieht, der eben noch braun und traurig da stand und plötzlich über und über voll rothiger Blüten hängt. Alban erkannte dermaßen über die neue Hildegard, daß er zuerst gar nicht recht an sie glauben wollte. Sein Erstaunen schmeichelte Hildegard, und da geschmeichelte Eitelkeit die beste Luft für weibliche Liebenswürdigkeit ist, so überzeugte Hildegard den Zweifelnden von ihrer Metamorphose, indem sie täglich liebenswürdiger wurde. Ueberraschung auf Ueberraschung kam über ihn, und jede ergriff ihn elektrisch, als stände die ganze ruhige Luft plötzlich in blauer, blendender Blüthesgluth.

Endlich kam er wieder zu Athem und konnte die neue Frau begrüßen. Er that es mit hoher Freude, mit schöner, schuldbloser Begeisterung, denn er that es nur mit der Bewunderung und der Befriedigung des Geistes, nicht mit Aufregung oder mit Wünschen des Herzens. Ein kalter Tropfen Wassers war durch die ewige Sonne in einen Thaumianten verwandelt worden — Alban's Augen ruhten entzückt auf dem Spiel des Schimmers, aber seine Seele war noch klar, sein Herz noch ruhig.

Selbst wenn er einen Kampf vorausgesehen, eine Gefahr für möglich gehalten hätte, dennoch wär' er unangefochten von Besorgnissen gelieben. Er war sehr stolz, der junge Mann, der noch nie gesündigt, noch keinen Antrieß gekannt, den er

nicht mit seinem Willen königlich unterdrückt hätte. Alban war auch ganz sicher, immer so seinen eignen reinen Pfad fortzuwandeln, bis zu Gott, um da gerecht erjunden zu werden. Daß dieser Pfad ein schwindelnder sei, wußte Alban, doch er meinte, nur schwindelnd, wenn Andere ihn versuchen würden. Er schritt ihm festen Fußes und blickte unumwollten Blickes aus der klaren Höhe herab, denn das that er. Hoch ging er hin, hoch über den gewöhnlichen Menschen. Immer hatt' er sich stärker und reiner gefühlt, als Alle, mit denen er bisher verkehrt, sogar seinen Lehrer nicht ausgenommen. Dabei verlangte er nicht, daß Andere seinen Forderungen gerecht werden sollten, nein, er forderte Ueberrückliches von Niemand, als von sich allein, er war nicht streng, sondern höchst nachsichtig, aber freilich, er war es nur aus Erbarmen. Alban kannte nicht die rechte Liebe, die, welche sich demüthigt — er sollte bald erfahren, was die unrechte zu bedeuten habe.

Einstweilen erkannte er in Hildegard zum ersten Male seines Gleichen an, und begegnete zum ersten Male einem lebenden sterblichen Geschöpfe mit der Huldigung der Hochachtung. Er war zwar auch ihr Lehrer, jedoch anders, als er der Nanni's war. Vor Hildegard hatte Alban bloß die Erfahrung in der Kunst voraus; als er ihr die Mitgetheilt, erreichte sie ihn wie im Fluge, ohne jede Aufregung. In wissenschaftlichen Studien bedurfte sie seiner Förderung gar nicht; sie war sehr gut unterrichtet worden; sie las und erinnerte sich, sie dachte nach und schloß folgerichtig — Alban gab es bald auf, sie belehren oder auch nur anregen zu wollen — es beglückte ihn, Alles von ihr erwarten zu dürfen und seine Erwartungen stets noch übertroffen zu finden.

Daß eine Stimme jetzt eine Warnung ausgesprochen hätte, gleichviel ob eine innere himmlische, oder die äußerliche irdische eines echten Freundes, des Lehrers vielleicht, der nicht ahnte, wie nah dem Fall und in welcher Sicherheitsbethörung Alban sich befand! Indessen Alban hätte auch ihn wohl nicht gehört, oder wenn auch gehört, so doch seines Zuruß nicht gedacht. Alban, dem bibelfrengen Protestanten, war die Ehe so gut ein Sacrament, wie den Bekennern Roms — an ihr freveln war Sünde, folglich für Alban unmöglich, das wäre seine Antwort gewesen.

In einer stillen Häuslichkeit, wo kein stärkerer Herzschlag, sondern die Uhr allein die Stunden bezeichnet, wo nur ein leiser Wind geht, um die Luft frisch zu erhalten, kein Sturm den Grund erschüttern konnte, wo es keine Trennung gibt, als die gewohnte über Nacht, und ein sicheres Wiedersehen an jedem Morgen die Getrennten neu vereinigt, da kann eine Liebe so geräuschlos, so unbemerkt wachsen, wie eine Epheu-ranke, auf die man weiter nicht achtet, am Hause in die Höhe wächst. Eines Tages jedoch nimmt man plötzlich wahr, wie groß und blätterreich der Epheu geworden ist, und jede Liebe hat die Minute ihres Sichtbarwerdens.

Alban liebte bereits, als er so unglücklich glücklich war. Dieses erhöhte Dasein, in welchem alle Lebensblüthen mit ihrem feinsten Aushauch dufteten, alle Lebenswellen im lautersten Goldlicht wallten, alle Lebensstimmen in den süßesten Tönen sangen — es war die Morgenschönheit gegen Mittag, der erste Abschnitt seiner Liebe.

(Schluß folgt.)

Wirthschaftsplaundersien.

Etwas über Chocolate. Köche und Zuderbäder aller Zeiten und Völker haben es stets für nötig gehalten, den Verdauungsformen zu geben, welche möglichst wenig ihrer Bestimmung, den Gaumen zu erfreuen, entsprechen, und es entstand dadurch eine Art von Bildnerie, die im Grunde genommen sehr komisch ist. Wären wir nicht daran gewöhnt, Männlein und Fräulein, Löwen und Bären, Matfächer und Frösche aus Zuder, Kuchen etc. von unieren Kindern mit immer gleichem Appetit verzehrt werden zu sehen, so würden uns Ungeheuerlichkeiten, wie sie auf diesem Gebiete vorkommen, sehr lächerlich erscheinen, ja, es würden sich dann vielleicht auch übertriebene Bädagogien finden, welche, wie sie heute im Soldatenhpiele der Knaben eine Erziehung und Vorübung zum blutigen Kriegshandwerk erblicken, in Versehen von Figuren-Marcipan die Anreizung der Jugend zum zukünftigen Menschenfreßerthum wittern möchten.

An Material hat die süße Plastik im Laufe der Jahrhunderte immer Neues erhalten; ursprünglich war es Kuchenteig aus Mehl, Fett und Honig, dann mußte gewürzreicher Pfefferkuchenteig sich zur Nachbildung des Inhaltes der Erde Roae und allerlei Staatsfiguren hergeben; als der Zuder erschien, entstanden Hunderte plastische süße Massen, von edlen Marcipan bis herab zu dem schrecklichen Trifolium von Zuder, Kräftmehl und — recht viel Tragant. Wer erinnerte sich nicht der jetzt fast verschwundenen, unglücklichen Tragantfiguren! Sie waren zugleich der Stolz der Zuderbildner, wie der Kerger der Kinder; geschmacklos von außen und innen. In ihnen konnte der Confiseur sein ganzes Talent für bildende Kunst verschwenden, ohne befürchten zu müssen, daß das wenig kunstsinrige Publikum der Kinderwelt durch seine begehrenden eigenen Hände dem Bahne der Zeit, der auch hinter die Glasthür der „Servante“ zu dringen vermag, zuvorkommen werde.

Wem es sonst nicht schon aufgefallen, der konnte sich auf der Wiener Weltausstellung die Ueberzeugung verschaffen, daß gegenwärtig die Chocolate das herrschende Material für die mit Wohlgeschmack verbundene Bildkunst geworden, der konnte aber auch mit Vergnügen die Bemerkung machen, daß diese Kunst in Deutschland und Oesterreich sowohl wie in Frankreich, Rußland u. s. w. bedeutende Fortschritte in Eleganz der Ausstattung und in Wahl und Ausführung der Formen gemacht. An Geschmacklosigkeit ist darum freilich kein Mangel, denn wie es noch gegenwärtig Hieshaber genug für Schlammwerkstätten mit dem darauf gestülpten obligaten Hündchen gibt, also findet es ein Theil des Publicums heute sehr artig, Fürst Bismarck gleichviel ob aus Liebe, Haß oder Gauntheit) in Chocolate verpacken zu können.

Wie es ähnlich so vielen anderen aus Augustinartikeln zu Bedürfnisgegenständen erwachsenen Dingen im Laufe der letzten Jahrzehnte erging, ist der Consum von Chocolate und Cacao bei uns bedeutend gestiegen, sind in Deutschland Fabriken entstanden und groß geworden, die, Hunderte von Arbeitern beschäftigend, ausschließlich dem Cultus der Cacaoobohne leben; wir erinnern nur an Jordan und Timäus in Dresden, Pegoold und Kulhorn ebendortselbst, Reese und Wichmann in Hamburg.

Daß die Chocolate größeren Werth, denn als bloßes Zuderwerk beanspruchen darf, ist zwar allgemein bekannt, trotzdem dürfte ein näheres Eingehen in Geschichte und Wesen derselben hier nicht unwillkommen sein.

Der Cacaobaum (Theobroma Cacao) ist ein in Mittel- und Südamerika heimisches Gewächs, dessen Stellung im Pflanzenreich, den Geraniaceen oder storchschnabelartigen Pflanzen entspricht, während man seine engere Pflanzenfamilie Böttneriaceen nennt. Als Columbus America entdeckte, war die nährende Kraft der Cacaoobohne längst den Mexicanern bekannt, den Anbau dieses Baumes fand Cortez überall verbreitet. Durch ihn kam die erste Nachricht über den Cacaobaum nach Europa; in einem Briefe an Kaiser Karl den fünften schrieb er, daß auf einem Nachthofe zweitausend Stämme Cacao gepflanzt worden seien, welche eine Frucht tragen, die den Mandeln ähnlich sei und gemahlen verkauft werde. Diese Körner seien im ganzen Lande so geschätzt, daß man sie als Münze gebrauche.

In der That fand man bei Montezuma, dem vorletzten Beherrscher von Mexico, bedeutende Vorräthe von Cacaobohnen, da seine Untertanen die Steuern auch in diesen Bohnen bezahlten durften.

Die Mexicaner, welche den Cacao Caca huatl nannten, schwenmten die zerstampften und in irdenen Gefäßen gebrannten Bohnen in Wasser auf und lezten Biment zur Verdaunung, nebst Roucou (Orleans) zur Farbe hinzu; mandamal nahmen sie auch Vanille (Hilzschil) und Maizmehl und formten daraus Tafeln. Den daraus bereiteten herben Trank nannten sie Chococatl. Im Jahre 1520 brachte ein Spanier die erste Chocolate aus Mexico in sein Vaterland, und hier, wo der Zuder aus Zuderrohr schon längst im allgemeinen Gebrauch war, gab man der Chocolate erst den nach europäischem

**Geschmack** nächstwesentlichen Bestandtheil, die Süße. In gewissem Sinne war dies als Austausch zweier Producte der alten und neuen Welt zu betrachten, denn in demselben Jahre wurde die erste Anpflanzung des Zuckerrohrs in Amerika, und zwar in St. Domingo von Spanien aus veranlaßt. Die Mexicaner tauchten nur einen aus Maisstengeln gelagerten Zuckerrohr. Die Zubereitung der Chocolate als Getränk blieb indes lange Zeit Geheimniß der Spanier, erst seitdem im Jahre 1606 der Italiener Carletti, welcher lange in Westindien gelebt, die Chocolate in Florenz eingeführt hatte, machte sie in Europa ihren Runfgang und wurde besonders in Spanien und Italien Vieblingstrank. Bis zum Jahre 1650 scheint man aber in Europa die Chocolate nicht aus Cacaobohnen direct hergestellt, sondern die in Mexico bereitete Cacaomasse — wie wir heute sagen würden — bezogen zu haben. Im Jahre 1657 ward die Chocolate in London dem großen Publicum als etwas Neues vorgeführt, das zeigt eine Anzeige im Public Advertiser vom 16. Januar genannten Jahres, welche lautet: „In Bishopsgate Street und Queens Hand Allen, in dem Hause eines Franzosen ist ein herrliches, westindisches Getränk, Chocolate genannt, zu haben, wo man es zu jeder Stunde bereitet oder auch ungekocht zu billigen Preisen haben kann.“ Nach Frankreich soll die Chocolate durch Marie Theresie von Oesterreich, als sie 1661 Ludwig den Bierzehnten heirathete, von Madrid eingeführt worden sein; die Königin scheint aus ihrem Lieblingsgetränk aber ein Geheimniß gemacht zu haben, denn der Berichterstatter sagt: „la reine se cachait pour prendre son chocolat.“

Lange kann dies süße Geheimniß nicht bewahrt geblieben sein, denn zehn Jahre später muß die Chocolate in den französischen Adelsfamilien allgemein eingeführt gewesen sein, da um diese Zeit Frau von Sévigné an ihre Tochter schreibt: „vous ne vous portez pas bien, le chocolat vous remettra.“ Nun fand die Chocolate auch in Schriften ihre Lobredner; der Spanier Colmenero de Lesdeman, der Italiener Paradies beschrieb ihre herrlichen Eigenschaften, und 1684 verließ sich ein Pariser Arzt, Namens Bachot, in einer Disputation sogar zu dem Satz, daß die Chocolate eine so edle Erfindung sei, daß sie mehr, als Nectar und Ambrosia verdiene, die Nahrung der Götter zu sein. Fast könnte man meinen, dieser begeisterte Lobpreis der Chocolate habe der Pflanze ihren botanischen Namen gegeben, denn Theobroma heißt zu Deutsch Götterspeise. Den ersten deutschen Lobredner fand die Chocolate 1717 in dem Nürnberger Rühne. Bei uns blieb die Chocolate indes, was ja größtentheils noch heute für sie gilt, ein Luxusgetränk, ja sie gerieth um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sogar etwas in Verfall, nachdem man dieselbe zu Verhüllung von Giften, z. B. zur Zeit Friedrich's des Großen, angewendet hatte. Noch heute, wie vor zweihundert Jahren sind die Hauptconsumenten Spanier und ihre Abkömmlinge in Amerika, denen der Cacao als tägliches Genussmittel mindestens ebenbürtig unentbehrlich ist, wie uns der Kaffee. In manchen Provinzen Mexicos reicht die Cacaobohne gerade hin, die Bedürfnisse der Einwohner zu decken, und leider gehört zu diesen Provinzen auch diejenige, welche den Zocconco-Cacao liefert, die vorzüglichste aller, als der „Mocca“ unter den Cacaosorten gerühmt. Denn gleichwie es an Güte sehr verschiedene Cacaosorten gibt, also liefern die verschiedenen Culturen und Varietäten des Cacaobaumes gute, mittelmäßige und schlechte Bohnen. Die Culturen des Cacaobaumes, ursprünglich auf Mittelamerika beschränkt, hat sich über die Antillen, über Surinam, Brasilien, durch die Spanier nach den canarischen und philippinischen Inseln, sowie durch die Franzosen über die Inseln Martinique, Guadeloupe, Reunion, und durch die Holländer auf Java, Borneo etc. verbreitet. Ein Hauptland der Cacao-Culturen ist Venezuela. Dasselbe erzielt auf sorgsam gepflegten Pflanzungen den geschätztesten Cacao des Handels. Der beste und theuerste ist der Caracas-Cacao, der hauptsächlich in Südamerika Absatz findet. Der einem Kirschbaum ähnliche Cacaobaum trägt das ganze Jahr hindurch Blüten und bis über 15 Centimeter lange, mit Längsstreifen versehene orangefarbene oder röhliche, kapselförmige, fünf-sädrige Früchte, nicht unähnlich einer kantigen Gurke, welche in einem säuerlich-süßschmeckenden Maf eingebettet, zahlreiche Samen enthalten. Jährlich finden zwei Ernten statt. Die Früchte werden zerhackt, die Samen vom Fruchtbrei befreit, und dann entweder ohne weiteres reich getrocknet (ungerösteter Cacao); oder, auf Haufen geschichtet, einige Tage der Gährung überlassen und dann in der Wärme getrocknet. Durch diesen Vorgang, den man das Rosten der Cacaobohnen nennt, verlieren die Samen zum Theil ihren herben und bitteren Geschmack und nehmen eine mehr braune Farbe an. Von der Sorgfalt dieser Aufbereitung und, wie schon bemerkt, von den Culturverhältnissen hängt die Güte des Cacaos ab. In den großen Wagen Europa gelangen gegenwärtig jährlich über dreißig Millionen Pfund Cacaobohnen.

Die näheren Bestandtheile der Cacaobohnen lassen diese nicht als bloßes Genussmittel, wie Kaffee und Thee, sondern als wirkliches Nahrungsmittel erscheinen. Gleich dem Kaffee und Thee enthalten die Cacaobohnen auch einen nervenerregenden kräftigstärkenden Stoff, das Theobromin, welches dem Caffein ähnlich ist, indes nicht so aufregend als dieses wirkt. Die enthaltene Cacaobohne enthält in hundert Theilen fünfundsiebzig bis dreiundzwanzig Theile Fett (Cacaobutter), zehn bis achtzehn Theile Stärkemehl, bis zu sechs-zehn Theilen Pflanzenweiß, etwa acht Theile Pflanzenzucker, ein bis zwei Theile Theobromin etc. Eine Verbindung von Stoffen, welche eine auffallende Uebereinstimmung mit den Bestandtheilen der eingebluten Milch hat, wo der Kleber durch den Käsestoff, die Stärke durch den Milchzucker vertreten ist. Der Unterschied zwischen den festen Bestandtheilen der Milch und der Cacaobohnen liegt hauptsächlich in dem doppelt so hohen Fettgehalt der Cacaobohnen, und in so fern ist es chemisch und diätetisch gerechtfertigt, wenn in der Chocolate das Cacaofett durch einen Zusatz von Stärkemehl und Zucker sozusagen verdünnt wird. Bei einer wirklich guten Chocolate sollte ein solcher Zusatz freilich nicht die Hälfte der Chocolate erreichen; eine solche enthält auch nicht beide Zusätze, sondern nur Zucker.

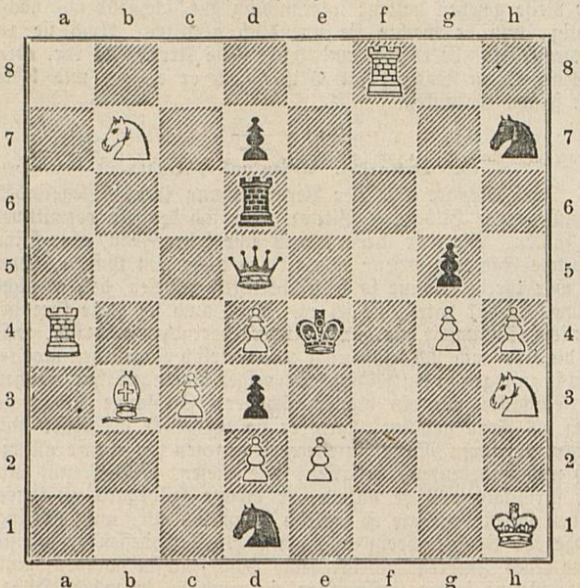
Die Schwerverdaulichkeit des Cacaofettes für schwache Mägen ist Veranlassung zur Herstellung des sogenannten entölten, d. h. durch warmes Auspressen vom Fett befreiten Cacao geworden, eines von Ärzten gerne empfohlenen angenehmen Nahrungsmittels für Schwache und Reconvalescenten. Für magere Personen wird die Chocolate zum vortheilhaftesten Nahrungsmittel, und wer den Genuß von Gewürzen vermeiden will und muß, der trinkt reinen Cacao mit Zucker oder die sogenannte Gesundheits-Chocolate, eine Chocolate ohne Gewürz. Zu den Cacao-Fabricaten gehören auch allerlei diätetische und medicinische Chocoladen und Chocoladenpulver, zu welchen man den Cacao gebraucht und — gemischt hat, deren Empfehlung in Annoncen man immer Ursache hat Mißtrauen entgegenzusetzen, und die man, wie z. B. das Macahout nur von den besten Firmen kaufen sollte, wenn man nicht die Selbstbereitung vorzieht. Die diätetischen und den Geschmack medicamentöser Stoffe verbedenden Eigenschaften des Cacao hat die Speculation hundertfältig benutzt; derjenige, welcher unseres Wissens den Reigen mit einer arzneilichen Chocolate eröffnete, war ein Hr. Dufouy zu Paris, der etwa um 1780 eine Gummi-Chocolate mit Tolu Balsam für Brustleidende erfand — was ist nicht Alles seitdem in Chocoladenform gebracht und als Geheimmittel verkauft worden! — China, Jod, Quassia, Santonin, Quecksilbermittel u. s. w. Wir betreten damit das Gebiet der Verfälschungen der Chocolate im Allgemeinen — ein Abgrund von Betrügereien, den zu beleuchten es uns hier an Raum gebrechen würde, ein Betrugsstück, welches namentlich in England auf das höchste ausgebeutet wird. Haben unsere geringen Sorten Chocolate sehr häufig auch nur homöopathische Antheile von Cacao — und sind so werthlos, als die wirklich sogenannte homöopathische Chocolate — gekocht einen süßlichen Kleisterdarstellend, so ist es doch bei uns kaum vorgekommen, daß man, wie in England geschieht, dem Publicum als Chocolate Fabricate aus Ziegenmehl, Ocker, Talg, Kleien, Sägespähen und Syrup, ohne jede Spur von Cacao, geboten hat.

Die Kennzeichen einer unversehrten Chocolate sind ihre gleichmäßige dunkelbraune Farbe, frischer, angenehmer Geschmack, sie muß sich im Munde schmelzend auflösen, keine harten, klumpigen oder schleimigen Stoffe zurücklassen in Milch oder Wasser gekocht weder zu dick noch zu dünn werden und keinen Kleisterboden abgeben. Will man die Chocolate einer näheren Prüfung unterziehen, so erhit man einen Theil derselben mit zehn Theilen Wasser zum Kochen, läßt die Lösung erkalten, wobei sich ein röhlicher Abzug bildet, und gießt sie nun auf ein Filter von gewöhnlichem Filterpapier; war die Chocolate unversehrt, so filtrirt die Flüssigkeit ziemlich schnell durch, das Filtrat erscheint klar und hellroth gefärbt, besigt einen angenehmen süßen Geschmack nach Cacao und auf dem Filter bleibt eine braune Masse zurück, welche nach dem Trocknen ein leichtes, röhlich-braunes, nicht zusammengebackenes Pulver zurückläßt. War die Chocolate verfälscht, so filtrirt nur sehr langsam eine trübe, schmutzig-gelbe Flüssigkeit von widerlich süßem Geschmack durch, und auf dem Filter bleibt ein zäher Kleister zurück, welcher nur sehr langsam austrocknet und eine zähe, zusammengebackene Masse hinterläßt. Je mehr die Chocolate mit geröstetem Mehl verfälscht war, um so zäher ist die Abkochung. — Wir wollen, statt nunmehr eine Anweisung zur Selbstbereitung der Chocolatemasse zu geben (da wir voraussetzen müssen, daß sie als zu unsäglich von unseren Hausfrauen doch nicht benutzt werden würde), nochmals empfehlen, beim Einkauf die besseren und theueren Sorten und anerkannt reelle Firmen zu berücksichtigen, und schließlich mit Beantwortung der Frage: „wie soll man Chocolate kochen?“ Es ist hierbei zunächst zu beobachten, daß alle Cacao-Fabricate mit kaltem Wasser aufs Feuer gesetzt werden müssen; in kochendem Wasser würde das auch in der Cacaobohne enthaltene Stärkemehl sofort zu Kleister aufquellen, die übrigen Bestandtheile einhüllen, und so ein weniger leicht verdauliches Getränk hergestellt werden. Sobald die Chocolate anfängt sich aufzulösen, quillt man die Flüssigkeit und seigt dies auch, ein mehrmaliges Aufwallen bewirkend, noch einige Augenblicke fort, nachdem sie bereits kocht. Die Stärke der Chocolate hängt natürlich vom Belieben ab; gewöhnlich kocht man von einem Pfund fünfzehn größere oder zwanzig kleinere Tassen. Von ungezuckertem Cacao nimmt man nur die Hälfte, also ein bis anderthalb Loth auf die Tasse und seigt ein gleiches Quantum Zucker zu. Liebt man es, die Chocolate, statt mit

Wasser, mit Milch gekocht zu trinken, oder auch Eigelb zuzusetzen, so bedarf es, da letztere selbst intensive Nahrungsmittel enthalten, etwas weniger Chocolatemasse. Kindern gebe man stets verdünntere gewürzarme Chocolate; älteren Personen wird eine starke, würzige Chocolate wohl bekommen und sich das Epiteton verdienen, das ihr der geistreiche Feinschmecker Eugen Baron Baerß gab: — Milch der Greise.

**Schach-Aufgabe. Nr. IX.**

Von R. V. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge ♠.

**Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. VIII, Seite 306.**

- |                             |              |
|-----------------------------|--------------|
| 1) Sp a 8 — b 6 ♠           | K d 5 — e 4  |
| 2) L e 8 — c 6 ♠            |              |
| 1) . . . . .                | K d 5 — e 6  |
| 2) D b 4 — c 4 ♠            | K e 6 — f 6  |
| 3) Sp b 6 — d 7 ♠           |              |
| 2) . . . . .                | K e 6 — d 6  |
| 3) Sp b 6 — c 8 ♠           |              |
| 1) . . . . .                | L d 4 — b 6: |
| 2) D b 4 — e 4 ♠            | beliebig.    |
| 3) D e 4 oder L e 8 — c 6 ♠ |              |

**Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 306.**

N E T Z  
E C H O  
T H A L  
Z O L L

**Auflösung des Rebus Seite 306.**  
„Kunstreiterbande“.

**Correspondenz.**

- N. S. in W.** 1. Coldcream. 2. Ein Mittel zum Wiederanwachsen der abgetrennten Nägel gibt es nicht. Benutzen Sie künftig weniger scharfe Instrumente, so wird die Zeit das kleine Uebel wieder gut machen.
- Marie W. in B.** Koffeter's Hair Restorer ist bleibhaftig, seien Sie vom Gebrauch desselben gewarnt.
- F. v. S. in Naviz.** Der sogenannte vegetabilische Haarbalsam von Marquart in Leipzig enthält ein Bleisalz, sein Gebrauch ist daher schädlich. — Das Krinogrom kostet 1/2 Thlr.
- Wien, Bresl., 30.** Wenden Sie sich an Hrn. Kreisphysikus Dr. J. N. H. U. L. S. selbst, Petersplatz 6.
- S. W. Troppau.** Uns ist die Zusammensetzung des Haarfärbemittels Regne vegetale von Holzhausen in Leipzig nicht bekannt, es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß wie z. B. beim Marquart'schen „vegetabilischen“ Haarbalsam, das angebliche pflanzliche Ingredienz ein Bleisalz ist. Wenn Sie zu dem Mittel Schwefelsäure tropfen und es entsteht dadurch ein starker weißer Niederschlag, dessen Farbe sich durch Zusatz von ein wenig einer Lösung von Schwefelkalium (aus der Apotheke) in Schwarz oder tief Schwarzbraun umwandelt, so ist das Vorhandensein einer Bleiverbindung höchst wahrscheinlich gemacht.
- Maisine aus Segebin.** Die Photographie ist als Kunstgewerbe zu betrachten, und zählt, wie andere Kunstgewerbe, sowohl Künstler als Handwerker zu ihren Zingern.
- Hieronyma.** Die Stobwasser'sche Lampenfabrik befindet sich Berlin, Wilhelmstraße 98.
- E. T. in W.** Wir haben schon oft Gelegenheit genommen, unseren Leserrinnen das Stäreteufelapparat von Struve in Oerode am Harz als Mittel, seine Wäsche glänzend zu appretiren zu empfehlen.

**Rebus.**



- Abonentin in Aachen.** Die sogenannten „Parai'schen Klostermittel“ sind nur auf Fäulung Leichtgläubiger berechnet. Die Pulver enthalten Schwefelblumen, Magnesia und gepulverte Hafel- und Schwalbenwurzeln. Die Einreibung besteht aus Wachholderholztheer und Terpentinöl. — Aerztlichen Rath ertheilen wir nicht. — Die Zinnoberpulver bestehen aus einer auf Haufgebirge aufgetragenen Masse von Korbakien und Leinöl. Diefelben sind in verschiedenen Deffins vorräthig. Niederlagen von G. Leibius u. Co. in Stuttgart, Archhofstraße 16, Verlin, Marktgrabenstraße 83, Wien, Wallfischgasse 11.
- S. C.** Die Migränepulver des Dr. Kriebel sind theuer verkaufte Chinin-pulver, und zwar enthält jedes Pulver 0,044 Gramme schwefelloses Chinin, etwas Abarbarpulver und Zucker. Daß das Chinin gegen Migräne und oft mit Erfolg angewendet wird, weiß jeder Arzt. — Ueber Wirkung und Zusammenziehung des Ozonwassers sind Verste und Chemiker noch nicht einig; so will Professor Rammeisberg kürzlich in demselben gar kein Ozon, sondern den wirksamen Theil des Chloralkales, nämlich unterchlorige Säure gefunden haben.
- Belladonna.** 1. Das Recept zu dem fraglichen Mittel ist nur dem Fabrikanten bekannt. 2. Carmin wird aus einem Insect, Carthamin aus den Safflorblumen gewonnen; beide sind unschädlich für die Haut. 3. Reines Reispulver ist unschädlich, es kommen aber als Poudre de riz Schminnpulver vor, welche Bleiweiß enthalten. 4. Das Waschen mit Kornbranntwein ist auch auf die Dauer ohne schädliche Wirkung.
- Rosa W. in Wien.** Sie werden mit sicherem Erfolg das Scheibler'sche Mundwasser (essigsaure Thonerde) oder einen Zusatz von übermangensaurem Kalz zum Mundwasser (sowie davon, daß das Wasser die Farbe des Rothweins angenommen hat) gebrauchen. Beide Mittel erhalten Sie in der Apotheke, z. B. bei Moll, Tuchlauben 9.
- Abonentin in D.** Wie so oft, ist der Name Liebig's auch bei dem Kummis mißbraucht worden. Liebig hat niemals eine Vorschrift zur Bereitung von Kummis gegeben. Das Berliner Fabrikat, welches als Liebig's Kummis-Extract verkauft wird, ist völlig werthlos. Wenden Sie sich an die Kummisfabrik zu Dabos in der Schweiz.
- Cl. F.** Reich's Bräunectinctur besteht aus einem Gemisch von 3 Theilen Gewürznelkenöl und 1 Theil Kreosot; wir müssen ganz entschieden vor der Anwendung dieses Mittels ohne Zuziehung eines Arztes warnen. Bei einer so gefährlichen und schnell verlaufenden Krankheit darf man keine Zeitverläumdung durch Experimentiren mit Geheimmitteln eintreten lassen, sondern muß, sobald man die ersten Symptome der Bräune bemerkt, schleunigst zum Arzt schickn.
- R. W. 17. in Br.** Ein auf die Dauer wirksames Mittel gegen alle kleinen Hautübel wäre für die Kosmetik der Stein des Weisen, und der ist bis heute vergeblich gesucht worden.
- M.** Für Bunch, eine Pension für ein geistig zurückgebliebenes Kind zu erlangen, ist durch eine Anzahl bei uns eingelaufener Briefe beantwortet worden, welche wir Ihnen, wenn Sie uns Ihre volle Adresse angeben, zuschicken wollen.
- Landw. in Polen.** 1. Eine Auflösung von Borax zerlegt sich nicht. 2. Die Schupplenden entfernen Sie von der Rückseite des Stoffes mittelst eines feuchten Schwämmchens. Für die durch Abfärben entstandenen schwarzen Flecke wissen wir kein Mittel. 3. Das von uns wiederholt empfohlene Psilostylon.
- D. St.** Die Wachsflöhe können Sie aus den Handschuhen durch Abreiben mit Aether-Alcohol (Kopfmann's-Tropfen) entfernen.
- Bertha von T. . . . . in W.** Eine gute Bezugsquelle von condensirter Milch wie von dem Extract zur Liebig'schen Kindermilch ist die Fabrik von Scheller in Hildburghausen. Ein sehr empfehlenswerthes Mittel zur künstlichen Ernährung kleiner Kinder ist auch das Nestlé'sche Kindermehl. Fabrikant: Henri Nestlé in Vevey (Schweiz). In Verlin zu haben bei Th. Werder, Dresdnerstraße 16. Preis des Cartons 16 Sgr.
- F. C.** Die durch Luft und Licht verbläuhende Farbe der Korallen läßt sich nicht wieder zurückgeben.
- R. N. in L.** Ueber die Verwerthung der zu wohltätigen Zwecken gesammelten Cigarrenenden-Abschnitte wird Ihnen Herr Hofrath Buhler, Berlin, Georgenstraße 41, Auskunft geben.
- Mathilde.** Tägliches Betupfen mit einer concentrirten wässerigen Lösung von Borax.
- Angelika D.** Es wird uns von einem Leser des Bazar (S. B. in B.) geschrieben, daß man, um dunkel gewordenem Bernstein seine ursprüngliche Farbe wieder zu ertheilen, kein anderes Mittel kennt, als den Bernstein mittelst einer feinen Feile abzufeilen, zu schleifen und zu poliren. Natürlich kann diese nur durch einen geübten Bernsteinarbeiter geschehen, bei feineren Bernsteinarbeiten würde sich das Abfeilen wohl von selbst gang verhalten. — Ein anderer Leser (S. B. in B.) behauptet uns dagegen, daß die ursprüngliche Farbe dem dunkel gewordenen Bernstein dadurch wiederzugeben werden kann, daß man denselben während vierundzwanzig Stunden in fließendes Wasser bringt. Noch ein anderer Leser (M. S. in W.) empfiehlt den Bernsteingegenstand mit Wasser und Wiener Kalk mittelst eines weichen Lebertappens oder einer sehr weichen Bürste so lange abzureiben, bis die ursprüngliche Farbe wieder ersichtlich ist. Diese Arbeit sei ebenso zeitraubend als lohnend. Auch von diesem Herrn wird, wo es die Form des Gegenstandes erlaubt, ein leichtes Abreiben durch einen geschickten Drechsler, als welches derselbe den Bernsteindrehel Gerndt in Swinemünde nennt, empfohlen. — Wenn Herr M. S. meint, daß das Dunkelwerden des Bernsteins auf einer oberflächlichen Oxydation durch den Luftaustausch erfolge, so glauben wir dies bezweifeln zu müssen, da ein so widerstandsähiges Erzharz wie der Bernstein nicht in so kurzen Zeiträumen durch die Luft verändert werden kann, vielmehr meinen wir, daß die dunklere Färbung durch oberflächliche Eindringen von Fett entsteht.
- N. G. in Prag.** Bestreichen Sie die Stellen mit einer Mischung aus 2 Theilen Carbolsäure und 98 Theilen Provençeröl. Ohne Begrümmung der Ursache wird aber auch dies Mittel erfolglos sein.
- M. B. in C.** Streuen Sie eine Pulvermischung von 1 Theil Tannin (Gerbsäure), 1 Theil Zinkblumen (Zinkoxyd) und 8 Theilen Veilchenwurzel-pulver in die Strimpfe.
- Junge Abonentin in F.** Sie wollen einen frischen, glatten Teint möglichst lange erhalten? — nun, so gebrauchen Sie keines der von Ihnen ertragenen schon klingend benannten kosmetischen Mittel, sondern sorgen Sie für beständige geregelte Hautthätigkeit durch viel frische Luft, Licht und Wasser. — Als Seife können Sie jede neutrale (d. h. nicht ätzende) gute Seife benutzen; auf den Namen kommt es auch hier nicht an. Bei kleinen Hautleiden, Pusteln etc., benützen Sie die Thymolseife, zu haben in Verlin in C. Schering's grüner Apotheke (Chausseestr. 21), in Wien in A. Moll's Apotheke (Tuchlauben 9).
- Freigeier Leser des Bazar in Ostfriesland.** Die Reclame hat die Wirksamkeit der Cocainpflanze übertrieben. Jede größere Apotheke wird Ihnen Cocainblätter besorgen und daraus Pillen verfertigen können. Drogen-geschäfte führen keine Cocainblätter, weil dieselben dort nicht verlangt werden. Eine Bezugsquelle für Cocainblätter ist Gese und Co. in Dresden.
- Emma und Adele.** — Bräunect in M. Ein gutes Zahnpulver besteht aus 8 Theilen künstlich gefälltem kohlensaurem Kalz (oder feiner Schlemmkreide) und 1 Theil gepulverter medicinischer Seife, varfümirt mit etwas Pfefferminzöl (kann in jeder Apotheke bereitet werden). — Kohle in Zahnpulvern ist nicht direct schädlich, aber es legt sich dieselbe oft so fest in die Nisse und Oeffnungen der Zähne, daß diese dadurch misfarbig werden.
- C. W. in Schönebeck.** — Langjährige Abonentin. Ein Abonnent, Herr A. M. in Chemnitz war so gefällig, uns folgende Auskunft zu ertheilen: „Die betreffenden vergilbten Eisenbeugegegenstände sind des Tages mehrere Stunden lang, und diese einige Wochen hindurch fortgesetzt, in die Strahlen der Sonne zu legen, wobei jedoch die mit den Sachen in Zusammenhang stehenden Stoffe zu bedenken wären.“
- D. D. in Leipzig.** Das eingedekete Recept gibt eine ebenso unschädliche, aber weniger gut bedeckende Schminke, als die von uns auf Seite 194 d. J. angegebene Vorschrift. Ein wenig Venosäure macht allerdings das Pulver besser auf der Haut haften. — Wir kennen hunderte von Recepten zum Bekämpfen eines gelbgewordenen Teints, aber — nicht eins, welches sicher hilft.
- F. R. in C.** Buchdruckerwärze besteht aus sehr stark eingekochtem Leinöl, färbt, der je nach Qualität, mit mehr oder weniger feinem Ruß auf besonderen Maschinen innig gemengt wird. Es gibt große Fabriken, die sich ausschließlich mit der Darstellung der verschiedenen Buchdrucker-schwarzen befassen.
- N. in B.** Das Waschen weißer Aufedern finden Sie beschrieben: Bazar Jahrg. 1873, S. 56 unter Chiffre „Weißw. — Räthgen S. in B.“
- Einige Abonentinnen in W.** Unter „grüner Seife“ verstehen wir die auch „schwarze Seife“ genannte gewöhnliche Schmierseife; leider wird diese Seife gegenwärtig sehr viel verfälscht, namentlich mit Kartoffelstärke und mit Wasserlass; letztere Verimpfung macht sie als Mittel für den Teint unbrauchbar.
- Zwei Brockenherren.** Bei Miltessen wenden Sie eine Lösung von 1 Theil Borax in 20 Theilen Wasser an; mit welcher dieselben vor dem Schlafengehen betrichen werden. Als tägliches Waschmittel nimmt man eine viel schwächere Boraxlösung; hierbei kommt es nicht so genau auf das Mengen-verhältnis an.
- Abonentinnen in Cassel.** Der Gebrauch der aus dem betreffenden Pulver mittelst Spiritus bereiteten Tinctur. Hauptstück muß aber für ein sorgfältiges Verreiben der Dielenröhren und Abwaschen der Dielen etc. mit Seifenwasser, dem etwas Weizijn untermischt wurde, Sorge getragen werden.